

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

013798 /

II

1878



100



Bibliothek  
der  
Unterhaltung  
und des  
Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen  
der  
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

Jahrgang 1878.

---

Achter Band.

---

Stuttgart.  
Verlag von Hermann Schönelin.

013798



11

## Inhalts-Verzeichniß.

---

	Seite
Verschwunden. Roman von Ewald August König. (Fortsetzung) . . . . .	5
Der Gebirgsführer. Humoreske von Otto Girndt .	104
Ein deutsches Volkslied. Zeit- und Literaturbild von Wilhelm Girschner . . . . .	177
Der Rheinwein. Von Georg v. Stolp . . . . .	193
Die gasförmigen Verunreinigungen der Luft. Von Dr. A. Burkart . . . . .	206
Die „Times“. Ein Kapitel aus der Geschichte des eng- lischen Zeitungswesens. Von Eduard Braunsfels .	224
Der Nestbau der Vögel. Von R. Schulz . . . . .	233
Mannigfaltiges:	
Strenge Etikette . . . . .	248
Ein französischer Käse für Feinschmecker . . . . .	248
Neue Vorrätlager . . . . .	249
Russische Ganner . . . . .	250
Napoleons III. Geburtsstätte . . . . .	253
Ein Rencontre mit Walrossen . . . . .	253
Ein guter Trunk . . . . .	254
Unter den Erzämtern . . . . .	255
Artesische Brunnen in China . . . . .	255
Republikanische Dotation . . . . .	256

---

Verzeichnis

der

Wahlmänner

1848

Das Verzeichnis der Wahlmänner ist nach dem Namen der Wahlmänner alphabetisch geordnet. Die Namen sind in drei Spalten angeordnet. Die erste Spalte enthält die Namen der Wahlmänner, die zweite Spalte die Namen der Wahlmänner, die dritte Spalte die Namen der Wahlmänner.



# Verschwunden.

Roman

von

Gwald August König.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sollte Schlickum die Wahrheit sagen? Sollte er erklären, daß er einem Manne begegnet sei, den er für den todtgeglaubten Klemens Berninger gehalten habe?

Entweder glaubte man ihm nicht, oder man begann eine Hezjagd auf den Vater Elsa's, welche die ganze Stadt in Bewegung brachte, und wurde der Verfolgte dann nicht gefunden, so fiel auf ihn die Beschuldigung einer falschen, verleumderischen Behauptung zurück. Er konnte sich nicht entschließen, die Wahrheit zu gestehen, und er ging um so leichter darüber hinweg, weil er überzeugt war, daß man keinen Beweis seiner Schuld finden werde, die Anklage also in sich zerfallen müsse.

„Ich verfolgte allerdings einen Menschen,“ sagte er, „einen Mann, der auf dem Platz vor der Marienkirche erschien und den ich für den Schreiber des anonymen Briefes hielt. Er floh, als ich auf ihn zutrat, das konnte mir nur als Bestätigung meiner Vermuthung dienen, und es ist erklärlich, daß ich ihn verfolgte, um mir Gewißheit zu

verschaffen. Es gelang mir nicht, ihn einzuholen, in einer Gasse war er plötzlich verschwunden, aber auch dies hielt mich nicht ab, die Verfolgung fortzusetzen, und ich glaubte, ihn gefunden zu haben, als ich einen Herrn vor mir hersehreiten sah, der in Gestalt und Haltung große Ähnlichkeit mit ihm hatte. Dieser Herr war aber der Polizeikommissär, und daß diese überraschende Entdeckung mich verwirrte, ist wohl natürlich."

"Und wenn es nun, wie Sie glaubten, der rechte Mann gewesen wäre, weshalb wollten Sie ihn warnen?"

"Habe ich das wirklich gewollt?"

"Sie sagten ihm, es drohe Gefahr, und er sei verloren —"

"Ich wollte ihn veranlassen, mir Rede zu stehen!"

"Durch eine Warnung? Das ist schwer zu glauben. Sie haben auch eine lange Zeit diesem Hause gegenüber in einem Versteck gestanden, welche Absicht hatten Sie dabei?"

"Ich erwartete jenen Unbekannten."

"Und worauf stützte sich Ihre Vermuthung, daß er in diese Straße kommen werde?"

"Das weiß ich selbst nicht, ich folgte dabei nur einer dunklen Ahnung."

"Sie wollten dem Nachtwächter Ihren Namen nicht nennen, und er mußte durch Drohungen Sie zwingen, das Versteck zu verlassen, dadurch haben Sie ebenfalls sich verdächtig gemacht."

"Verdächtig?" erwiderte Bernhard trozig. „Auf mich kann kein Verdacht fallen, ich habe nie daran gedacht, nur einen Pfennig zu veruntreuen —"

„Und doch fehlen in diesem Schranke, zu dem Sie allein die Schlüssel besitzen, einundvierzigtausend Thaler!“ sagte der Gerichtsrath mit scharfer Betonung. „Es hilft Ihnen nichts, Sie werden für diese Summe verantwortlich gemacht, Sie allein können Auskunft darüber geben. Wollen Sie es freiwillig thun?“

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen, die Gluth des Zornes leuchtete aus seinen Augen.

„Diese Frage ist eine Beleidigung!“ erwiderte er in einem Tone, der zu heftig, zu leidenschaftlich klang, als daß er eine gute Wirkung hätte hervorrufen können. „Ich habe den Schrank nicht geöffnet, die Papiere nicht herausgenommen, und es liegt nicht in meiner Macht, dieses Räthsel zu lösen.“

„Sie wollen also keinen Aufschluß weiter geben?“

„Wenn ich es könnte, würde ich es längst gethan haben.“

Der Gerichtsrath wandte sich wieder zu dem Staatsanwalt, es wurde beschloffen, sofort die Haussuchung vorzunehmen, und zwar zuerst in den Geschäftsräumen Berninger's; dann aber, wenn hier nichts gefunden wurde, in der Wohnung des Angeklagten.

Die Beamten schritten sofort an's Werk, Bernhard gab ihnen sämtliche Schlüssel und beantwortete bereitwillig und ohne Rückhalt jede Frage, die an ihn gerichtet wurde; er machte sogar die Gerichtsherren auf Schubladen und Fächer, die sie übersahen, aufmerksam.

Es war ja nicht möglich, daß etwas gefunden wurde, was der Anklage gegen ihn zur Bestätigung dienen konnte.

Bernhard zweifelte sogar noch immer daran, daß die

Werthpapiere wirklich aus dem Depositenschrank verschwunden sein sollten, es war nach seiner Ueberzeugung ganz unmöglich.

Bei der früheren Aufnahme der Depositen mußte ein Irrthum stattgefunden haben, anders konnte er sich die Sache nicht erklären.

Vielleicht hatte Silberberg damals absichtlich diesen Irrthum hervorgerufen, um später den Mann, den er haßte, zu verderben.

Aber weshalb haßte Silberberg ihn? Er konnte auf diese Frage keine Antwort finden, erinnerte er sich doch nicht, jemals, sei es durch Handlungen oder durch Worte, die Feindschaft dieses Mannes herausgefordert zu haben.

An Elsa dachte er nicht, wie hätte er auch ahnen können, daß Silberberg ihn als gefährlichen Nebenbuhler betrachtete, da er ja selbst nicht wagte, der jungen Dame seine Liebe zu verrathen.

Es empörte ihn, daß Silberberg trotz seiner gehässigen Intriguen ihm die Maske eines wohlwollenden Freundes zeigte, er wußte ja nur zu gut, daß es eine Maske war, hinter der Haß und Feindschaft sich bargen.

„Es ist eine fatale Geschichte,“ sagte Silberberg, der auf ihn zugetreten war, „die Papiere sind fort, und —“

„Vielleicht haben sie niemals in dem Schrank gelegen!“ unterbrach Bernhard ihn barsch. „Ich bleibe bei der Behauptung, daß damals ein Irrthum stattgefunden hat, man hat mehr in das Verzeichniß aufgenommen, als vorhanden war, und ich kann nur vermuthen, daß dies absichtlich geschehen ist.“

„Welche Absicht sollte diesen Manipulationen zu Grunde gelegen haben?“

„Wahrscheinlich wissen Sie das besser als ich!“

Silberberg verstand den Sinn dieser Worte sofort, der Buchhalter hatte ihn ja auch beschuldigt, das Band des Gerichtsfiegels zerschnitten zu haben.

„Sie handeln sehr unklug, indem Sie Ihre Freunde zurückstoßen,“ sagte er in schneidendem Tone. „Abgesehen davon, daß Ihre Verdächtigungen ganz unhaltbar sind, liefern Sie durch dieselben nur neue Stützen für die Anklage! Besser wäre es, wenn Sie offen bekennen wollten, wo die Papiere zu finden sind.“

Bernhard zuckte verächtlich die Achseln und wandte ihm den Rücken, er hielt es mit seiner Ehre nicht vereinbar, eine Antwort darauf zu geben.

„Es muß Sie natürlich ärgern, daß Zipselmann Sie hinderte, Ihren Vorsatz auszuführen,“ nahm Silberberg wieder das Wort, „ich wäre jetzt ein tochter Mann und sie säßen im Eisenbahnzuge, um die Beute in Sicherheit zu bringen —“

„Herr, wenn Sie noch ein einziges derartiges Wort reden, schlage ich Sie nieder!“ fuhr Bernhard in maßloser Wuth auf. „Ich bin stets ein ehrlicher Mann gewesen, ich werde es auch bleiben! Diese Anklage verdanke ich einzig und allein Ihren Machinationen, aber es wird Ihnen nicht gelingen, Beweise für dieselbe zu schaffen.“

„Es ist eine alte Erfahrung, daß die Verbrecher, selbst wenn sie auf der That ertappt worden sind, ihre Schuldlosigkeit dadurch zu beweisen suchen, daß sie die Schuld auf

Anderer wälzen, oder sich über die Rabale eines rachfüchtigen Feindes beklagen," spottete Silberberg, „aber diese Waffen sind so abgenutzt, daß sie gar keine Wirkung haben, die Wahrheit kommt trotz alledem an den Tag.“

Die Gerichtsherren kehrten jetzt in das Kassenzimmer zurück, ihre Nachforschungen waren resultatlos geblieben.

Der triumphirende Ausdruck, den das Gesicht Bernhards zeigte, mißfiel dem Staatsanwalt, es lag gewissermaßen ein Hohn darin, der Hohn des Verbrechers, dem es gelungen ist, den Richter zu überlisten.

„Sie glauben, triumphiren zu dürfen," sagte er, „aber unser Urtheil werden Sie dadurch nicht heirren. Sie allein können Auskunft über die verschwundenen Papiere geben, Sie allein haben die Schlüssel zu diesem Schrank befaßt, und wollen Sie diese Auskunft nicht aus freien Stücken geben, so werden wir Sie dazu zwingen.“

„Ich bleibe bei meiner Behauptung, daß die Papiere gar nicht vorhanden gewesen sind!" erwiderte Bernhard.

„Diese Behauptung kann sofort durch das Depositenbuch widerlegt werden," sagte Silberberg, während er das betreffende Buch auf den Zahlisch legte, „vergleichen wir das damals aufgenommene Verzeichniß mit der Gesamtsumme der in diesem Buch notirten Papiere, so stellt es sich heraus, daß ein Irrthum gar nicht stattgefunden haben kann.“

„Und ein weiterer Beweis liegt wohl darin, daß Sie diesen Zeugen zu beseitigen versuchten," wandte der Staatsanwalt sich zu Bernhard. „Weshalb, wenn Sie ein reines Gewissen hatten, geriethen Sie in so maßlose Wuth, als Herr Silberberg die Verletzung des Siegels entdeckte?"

„Weil ich darin nur einen neuen Beweis seiner rachsüchtigen Feindschaft erblickte!“

„Einer Feindschaft, die gar nicht existirt, und für deren Berechtigung Sie nicht einen einzigen glaubwürdigen Grund anführen können! Lassen Sie einen Wagen holen, Herr Kommissär, wir wollen die Haussuchung in der Wohnung des Angeklagten fortsetzen.“

„Sie werden auch dort nichts finden,“ sagte Bernhard.

„Dadurch würde unsere Ueberzeugung von Ihrer Schuld nicht erschüttert!“

„So wollen Sie mich verhaften?“ fragte der junge Mann entsetzt.

„Sie sind es bereits.“

„Die Anklage gegen mich stützt sich nur auf Verleumdung!“

„Verschonon Sie mich endlich mit diesen albernen Redensarten,“ sagte der Staatsanwalt unwillig. „Ich sehe hier nichts von Verleumdung; man hat mir die Anzeige gemacht, die Siegel, die das Gericht angelegt habe, seien verlegt, das war die Wahrheit. Der Schrank ist in meiner Gegenwart geöffnet worden und es hat sich herausgestellt, daß einundvierzigtausend Thaler aus demselben verschwunden sind. Sie allein waren der Hüter des SchrankeS, also kann auch auf Sie allein die Verantwortung fallen, wo sollte da die Verleumdung liegen? Sie verweigern jede Erklärung über den Verbleib der verschwundenen Summe und verlangen sogar, daß man Sie auf freiem Fuße lassen solle, damit Sie sich und Ihren Raub in Sicherheit bringen können.“

Bernhard bedeckte die Augen mit der Hand, ein schwerer Seufzer entrang sich seinen Lippen.

„Meine arme, arme Mutter!“ sagte er mit bebender Stimme.

„Daran hätten Sie früher denken sollen!“ erwiderte der Staatsanwalt achselzuckend, „wenn die alte Frau in Noth und Elend kommt, so tragen Sie allein die Schuld daran.“

Der Wagen fuhr jetzt vor, Bernhard und der Polizeikommissär stiegen zuerst ein, ihnen folgten Staatsanwalt und Untersuchungsrichter, während der Polizeisergeant sich neben den Kutscher auf den Bock schwang.

Zipfelmann und Silberberg traten in Begleitung des Aktuars den Weg zu Fuß an.

### 11. Das Portefeuille.

Es war ein furchtbarer Schlag für die alte Frau Schlickum, als sie ihren Sohn an der Seite des Polizeikommissärs eintreten sah und das Vorgefallene ihr, wenn auch in schonender Weise, mitgetheilt wurde.

Es war unnöthig, daß Bernhard ihr sagte, er sei schuldlos, sie wußte das ja, dieser liebevolle, treue Sohn konnte kein Verbrecher sein. Aber dennoch bangte ihr, war es doch schon vorgekommen, daß die Richter, durch Scheinbeweise beirrt, einen Schuldlosen verurtheilt hatten, wie leicht konnte dieser Fall auch hier eintreten, zumal Bernhard ihr ja erklärte, er verdanke seine Verhaftung nur den Verleumdungen eines rachsüchtigen Feindes.

Susanne hörte Alles, was gesagt wurde, aber sie selbst



sprach kein Wort, ihre finsternen Blicke folgten den Gerichtsherren, die alle Kisten und Kästen durchstöberten, Blicke, in denen die stumpfe Resignation der Verzweiflung sich spiegelte.

Der Polizeisergeant war unten im Hausflur zurückgeblieben, er wanderte auf den schmutzigen Steinplatten zwischen Hof und Hausthüre auf und ab.

Natürlich hatte der Hausfrevler sich sofort zu ihm gesellt, um zu erforschen, aus welchem Grunde und in welcher Absicht Polizei und Gericht in sein Haus gekommen waren, und als er wußte, um was es sich handelte, beeilte auch er sich, den Angeklagten zu steinigen.

Er habe dieses Ende vorausgesehen, sagte er, der Krug gehe so lange zu Wasser, bis er breche, und er zweifle keinen Augenblick an der Schuld des jungen Mannes, der stets die Nase so hoch getragen habe.

Der Polizeisergeant horchte auf; die Beamten der Polizei sind immer neugierig und nur zu oft geneigt, eine Mücke in einen Elephanten umzuwandeln.

„War er licherlich?“ fragte er.

„Das will ich gerade nicht behaupten,“ erwiederte Thomas Ball achselzuckend, und über sein knochiges, gelbes Gesicht glitt ein höhnischer Zug, „er blieb dann und wann allerdings bis in die späte Nacht aus, aber junge Leute wollen mitunter auch ein Vergnügen haben und ich nehme ihnen das nicht übel. In der vergangenen Nacht kam er erst um drei Uhr nach Hause, da habe ich ihn gewarnt vor schlechter Gesellschaft, die ihn in's Unglück bringen könne, ehe er es ahne.“

„Und was hat er darauf geantwortet?“

„Er wurde so grob wie ein Kesselflicker. Ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern, meinte er, was er zu thun und zu lassen habe, wisse er selbst.“

Der Beamte strich an den Spitzen seines borstigen Schnurrbarts und blieb an der Hausthüre stehen, um dem Spiele einiger Knaben zuzusehen, die eben damit beschäftigt waren, in dem kleinen unsauberen Hofe eine lose Steinplatte aufzuheben.

„Na ja, so sind die jungen Leute,“ sagte er, „sie leben in Saus und Braus und denken nicht an den nächsten Tag. Sind die Taschen leer, so wird berathschlagt, wie sie wieder gefüllt werden können, dann kommen die bösen Gedanken und es braucht nur eine Gelegenheit sich zu bieten, so ist das Verbrechen geschehen.“

„Volle Taschen hat der Scribent da oben nie gehabt,“ spottete der Hausfrevler.

„Nanu, er hatte doch gewiß ein schönes Gehalt?“

„Was will das heißen! Drei Menschen mußten davon leben, und es waren auch noch Schulden aus früherer Zeit aus der Welt zu schaffen.“

„Mangel haben sie doch auch nicht gelitten?“

„Bewahre,“ höhnte der alte Mann, der sich für die ihm zugefügte Beleidigung gründlich rächen wollte, „Manches hätte gespart werden können, aber dazu waren die Leute zu vornehm.“

„Straf mich Gott, möchte wissen, wo bei einem Commis die Vornehmheit steckt. Ich kenne viele von diesen papierernen Tagelöhnern und hab' schon manchen hinter Schloß und Riegel gebracht.“

„Der da oben hat sich immer für einen großen Herrn gehalten!“

„Bah, große Rosinen im Saß und kein Geld in der Tasche!“

„Was thut das!“ sagte der Hausfuxer verächtlich. „Durch den Schein lassen die Leute sich bethören, und wenn solch ein junger Herr in eleganter Toilette über die Straße stolziert, dann hält Mancher ihn für einen Baron.“

„Na, na, mich aber betrügt Keiner, ich erkenne den Vogel immer an seinen Federn!“

„Und wenn der Sperling bunt angestrichen ist, dann halten Sie ihn auch für einen Stieglitz!“

„He, dann müßte ich ja blind sein!“

„Ach was, Sie sehen die Farben und denken weiter nicht darüber nach, wer unter dem Kleide steckt!“

„Bei Ihnen braucht man sich freilich darüber den Kopf nicht zu zerbrechen!“ spottete der Polizeisergeant.

„Und doch könnten Sie bei mir ebenso gut irren, wie bei jedem Andern!“ erwiderte der Alte höhnißlich. „Ich bin kein Bettler, der die Leute bittet, ihm aus Barmherzigkeit etwas abzukaufen, ich hab' mir mit saurer Arbeit ehrlich ein kleines Vermögen erworben und dafür freilich auf Manches verzichten müssen, was Menschen, wie die da oben, vollauf genießen.“

„Das ist aller Ehren werth!“

„Und deshalb kam es mir auch lächerlich vor, daß dieser junge Pflastertreter immer so hochnasig auf mich herabsah. Ich hab' ihm in der vergangenen Nacht die Leviten gelesen, und hätte ich da schon gewußt, was ich jetzt weiß, so würde ich noch kürzeren Prozeß gemacht haben.“

„Hätten Sie ihn angezeigt?“

„Ja, das hätte ich gethan. Ich hab' mein ganzes Leben lang auf Recht und Ordnung gehalten und nie das Gesetz übertreten —“

„Na, na, alter Freund —“

„Können Sie mir das Gegentheil beweisen?“

„Das nicht, aber so sehr kann sich Niemand hüten, daß er nicht einmal das Gesetz übertritt. Ich wette, Sie haben auch nicht immer die StraÙe vorschriftsmäßig fegen lassen!“

„Ach was, das sind Kleinigkeiten!“

„Kleinigkeiten?“ fuhr der Sergeant auf. „Das Gesetz befaßt sich nicht mit Kleinigkeiten, ich bitte mir das aus! Sie denken auch, es sei eine Kleinigkeit, wenn in der zweiten oder dritten Etage ein Blumentopf vor dem Fenster steht, wie? Na, wenn diese Kleinigkeit einem Menschen auf den Kopf fällt und der Mensch dabei um's Leben kommt, dann —“

„Ich will ja nicht mit Ihnen streiten,“ unterbrach der Hausfurer ihn ungeduldig, „ich wollte nur bemerken, daß ich von Anderen verlange, sie sollen das Gesetz ebenso achten wie ich es thue.“

„Und die es nicht thun, die werden bestraft.“

„Glauben Sie, daß der junge Mann in's Zuchthaus kommt?“

„Wenn ihm das Verbrechen bewiesen wird, gewiß!“

„Das wäre hart für die alte Frau!“

„Bah, die kommt in's Armenhaus.“

„Und seine Schwester?“

„Ist sie jung und rüstig?“

„Natürlich.“

„Dann soll sie arbeiten! Müßiggänger, die arbeiten können, ernährt die Gemeinde nicht.“

„Kann man auch nicht verlangen,“ sagte der Hausvater, dessen Lippen ein böser häßlicher Zug umzuckte, „ich glaube, wenn sie früher ihre Kräfte gebraucht und gearbeitet hätte, wäre sie nicht so tief in Schulden gekommen. Wer weiß, woran es lag, daß ihr Mann nicht vorwärts kommen konnte! In der Ehe muß der Mann verdienen und die Frau das Verdiente zusammenhalten, das ist eine alte Wahrheit, die leider so wenig beachtet wird.“

Der Polizeibeamte hörte nicht mehr auf das Gespräch, seine Aufmerksamkeit war vollständig von der Arbeit der Knaben in Anspruch genommen, die jetzt den Stein völlig gelöst und emporgehoben hatten.

Der Stein war ihnen zu schwer, sie ließen ihn auf die Nebenplatten niederfallen und der dadurch verursachte Knall lockte jetzt auch den Hausvater auf den Hof, der kaum die Sachlage erkannte, als er sich mit einem Wuthschrei auf die Knaben stürzte, die beim Anblick des alten Mannes schreiend auseinanderstoben.

„Na, was ist denn weiter dabei?“ sagte der Polizeisergeant, rasch hinzutretend, „legen Sie den Stein mit Mörtel fest, dann brechen ihn die Jungen nicht mehr heraus.“

Thomas Ball zitterte vor Wuth, es war merkwürdig, daß er sich darüber so furchtbar aufregen konnte, da ihm doch kein Schaden zugefügt worden war.

Er wollte den Stein sofort wieder in seine frühere Lage bringen, und da seine Kräfte dazu nicht ausreichten, ließ der Beamte sich herab, ihm Beistand zu leisten.

Der Polizeisergeant trat in das Loch, in dem die Steinplatte gelegen hatte, und eben wollte er zugreifen, als er unter seiner Fußsohle einen harten Gegenstand fühlte, der jeder Bewegung nachgab.

Seine Neugierde war dadurch geweckt, er hätte es nicht über sich gewinnen können, sie unbefriedigt zu lassen.

„Einen Augenblick!“ sagte er.

„Millionensapperment, fassen Sie an!“ schrie der Hausfurer heiser. „Was haben Sie da zu suchen? Sie wühlen nur den Sand auf, dann bringen wir den Stein gar nicht mehr in die rechte Lage!“

Der Sergeant wühlte unverdrossen weiter, bis er den gesuchten Gegenstand gefunden hatte, und als er ihn jetzt triumphirend emporhob, erschrak er über das verzerrte, todesfahle Gesicht des alten Mannes.

„He, kennen Sie das Portefeuille?“ sagte er bestürzt.

Der Hausfurer strich tief aufathmend mit der schmutzigen Hand über sein Gesicht, es nahm sofort den alten boshaften Ausdruck wieder an.

„Wie sollte ich es kennen?“ erwiderte er. „Glauben Sie denn, daß ich mir unter diesem Steine eine Schatzkammer angelegt habe?“

Ein heiseres Lachen begleitete diese Worte, aber der Blick, aus dem ein glühender Haß leuchtete, strafte dieses Lachen Lügen.

Der Beamte achtete nicht darauf, er bemerkte nichts

von der fieberhaften Erregung des alten Mannes, hastig öffnete er die Brieftasche und ein Ruf der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen, als sein Blick auf ein dickes Packet Banknoten fiel.

„Was haben Sie da?“ fragte der Hausirer. „Geld?“

„Eine ganze Masse!“ erwiderte der Sergeant. „Aber die Scheine können falsch sein!“

„Lassen Sie sehen. Ich kann falsche Banknoten von echten unterscheiden.“

Die Scheine zitterten in den Händen des alten Mannes, sein funkelnder Blick hing wie gebannt an ihnen.

„Sie sind echt,“ sagte er nach einer Pause.

„Und Ihnen gehören Sie nicht?“

„Nein. Wenn sie mir gehörten, würde ich sie wahrhaftig nicht so ängstlich verstecken! Ich hätte längst gute Obligationen dafür gekauft, dann trüge das Kapital doch Zinsen.“

Die Wichtigkeit dieser Bemerkung leuchtete dem Beamten ein, er nickte zustimmend und suchte eifrig in den übrigen Taschen des Portefeuilles.

„Haben Sie auch keine Ahnung davon, wem das Ding gehört?“ fragte er.

„Wie kann ich das wissen?“

„Ah, da steht ja ein Name! Klemens Berninger!“

„Wahrhaftig?“ rief der Hausirer erstaunt.

„Hier, lesen Sie selbst!“

„Ja, guter Freund, solche Buchstaben kann ich nicht lesen.“

„Was? Sie können nicht lesen?“

„Nicht Alles! Als Kind hatte ich keine Zeit, in die Schule zu gehen, ich mußte arbeiten, und später war ich zum Lernen zu alt geworden.“

Der Sergeant schüttelte den Kopf, er schien das nicht begreifen zu können.

„Klemens Berninger!“ wiederholte er, indeß sein Blick starr auf den Buchstaben ruhte. „Das nenne ich einen merkwürdigen Fund. Wie kommt denn die Brieftasche des reichen Mannes hieher?“

„Haben Sie das noch nicht errathen?“ spottete der Hausfurer.

„Keine Ahnung!“

„Und man behauptet immer, die Polizei sei so pfiffig, daß sie gar nicht betrogen werden könne!“

„Keine Beleidigung, alter Graukopf!“

„Ach was, darin liegt keine Beleidigung. Haben Sie denn schon vergessen, daß der Kassirer Berninger's in diesem Hause wohnt?“

Der Polizeisergeant schlug sich mit der Hand vor die Stirne und eilte in das Haus zurück.

Oben war die Haussuchung eben beendet und ebenso resultatlos verlaufen wie in den Geschäftsräumen Berninger's, Silberberg und Zipfelmann standen schon auf der Treppe, um das Haus zu verlassen, als der Beamte mit dem Portefeuille in der Hand athemlos heraufstürmte.

„Gefunden!“ rief er. „Gegen diesen Beweis kann Niemand ankommen!“

Er wollte in das Zimmer stürmen, Silberberg hielt ihn zurück.



„Was haben Sie gefunden?“ fragte er.

„Die Brieftasche Berninger's mit einer Masse Geld.“

Die beiden Herren blickten einander starr an, es schien fast, als ob sie diese Entdeckung nicht erwartet hätten.

„Warten Sie,“ sagte Silberberg endlich, „die alte Frau thut mir leid, sie glaubt nicht an die Schuld Ihres Sohnes, dieser Schlag könnte sie tödten.“

Er ging in das Zimmer, Zipselmann gab dem Beamten einen Wink und stieg mit ihm die Treppe hinunter.

Der Hausfrevler stand unten auf dem Flur und horchte, von der früheren Erregung war keine Spur mehr zu entdecken.

Jetzt kamen auch die Gerichtsherren mit dem Angeklagten die Treppe herunter, der Kommissär befahl dem Hausfrevler, sofort die Hausthüre zu schließen.

Der Sergeant wurde aufgefodert, seine Entdeckung zu berichten, der Staatsanwalt gab Befehl, an dem Orte, wo der Stein gelegen hatte, weitere Nachforschungen anzustellen.

Diese Nachforschungen waren erfolglos, man fand weiter nichts. Damit das Protokoll an Ort und Stelle weiter geführt werden konnte, mußte der Hausfrevler den Herren sein Wohnzimmer einräumen, er that es höchst ungern, und sein Bögern fand Jeder begreiflich, als man in den unsauberen, mit widrigen Gerüchen angefüllten Raum trat.

Der Inhalt des Portefeuilles, welches Silberberg ohne Bedenken als das Eigenthum Berninger's anerkannte, wurde jetzt einer genauen Prüfung unterworfen.

Es enthielt nichts weiter, als dreißigtausend Thaler in Banknoten, keinen Brief, keine Karte, nichts von alledem, was man in einem Portefeuille aufzubewahren pflegt.

Bernhard hatte ebenfalls das Portefeuille erkannt, er war stumm und starr vor Staunen, daß es in diesem Hause aufgefunden sein sollte.

Oder hatte der Schrecken über den so plötzlich aufgefundenen Beweis seiner Schuld seine Zunge gelähmt und das Blut in seinen Adern erstarrt?

„Erkennen auch Sie dieses Portefeuille als das Eigenthum Berninger's an?“ wandte jetzt der Untersuchungsrichter sich zu ihm.

Bernhard nickte bejahend.

„Es soll an dem Tage, an dem Berninger sich das Leben nahm, sechzigtausend Thaler enthalten haben, jetzt ist nur noch die Hälfte vorhanden, wo ist das übrige Geld geblieben?“

„Ich weiß es nicht.“

„Leugnen Sie nicht länger, dieser Beweis ist überzeugend!“

„Scheinbar — ja, aber ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist —“

„Das ist Unsinn!“ sagte der Gerichtsrath scharf. „Wenn ich jeden Schwur als vollgiltigen Gegenbeweis anerkennen wollte, dann würde kein Verbrecher bestraft werden. Wer sollte denn das Portefeuille hieher gebracht und hier versteckt haben, wenn Sie es nicht thaten?“

Bernhard war zu verwirrt, um eine reiflich überlegte Antwort geben zu können.

„Ich weiß nichts davon,“ sagte er kopfschüttelnd, „der alte Mann dort muß es wissen —“

„Ich?“ fuhr der Hausfixer auf. „Soll ich jetzt das

Geld gestohlen haben? Wenn ich es gethan hätte, dann würde ich nicht der Esel gewesen sein, es unter den Stein zu legen, wo Jeder es finden konnte! Ich bin ein ehrlicher Mann, das müssen sogar meine Feinde zugeben.“

„War die Steinplatte in Ihrem Hofe schon lange lose?“ fragte der Untersuchungsrichter, sich zu dem Alten wendend.

„Lange? Ich hab' nie etwas davon bemerkt, würd's auch jetzt noch nicht wissen, wenn die Buben nicht den Stein aufgehoben hätten.“

„Konnten die Bewohner des Hauses jederzeit unbemerkt in den Hof gehen?“

„Wann sie wollten, am Tage und in der Nacht.“

„Haben Sie vielleicht bemerkt, daß dieser junge Mann öfter in den Hof ging oder in auffallender Weise sich dort beschäftigte?“

„Nein, ich habe mich nie um das, was meine Hausgenossen thun, bekümmert, so lange mir selbst keine Unannehmlichkeiten dadurch bereitet wurden. Nur dann, wenn ich dem jungen Herrn spät in der Nacht die Hausthüre öffnen mußte, wurde ich zornig —“

„Kam das oft vor?“

„Oft gerade nicht, aber es ist dann und wann vorgekommen, sogar noch gestern. Ich weiß jetzt auch, weshalb Herr Schlickum mein Anerbieten, ihn beschäftigen zu wollen, so höhnisch zurückwies! Wenn man so viel Geld hat, braucht man freilich nicht anderen Leuten zu dienen.“

„Glender Schuft!“ fuhr Bernhard auf.

„Ruhe!“ befahl der Richter. „Sie haben kein Recht, diesen Mann zu schmähen. Wie können Sie ihn beschul-

digen, das Portefeuille hier versteckt zu haben? Wie sollte es ihm möglich gewesen sein, sich in den Besitz desselben zu bringen?"

"Ich weiß das Alles nicht," sagte Bernhard, "ich weiß nur, daß meine Hände dieses Portefeuille nicht berührt haben."

"Sie wollen also nicht bekennen?"

"Ich habe nichts zu bekennen!"

"Sie fordern die ganze Strenge des Gesetzes heraus!" sagte der Staatsanwalt in ernstem, warnendem Tone, "bedenken Sie das wohl. Kein Anderer als Sie kann das Portefeuille gestohlen haben, und wenn Sie durch Zeugnen die Untersuchung erschweren, so fallen die Folgen auf Sie zurück, zumal die vorliegenden Beweise keinen Zweifel an Ihrer Schuld mehr aufkommen lassen. Ein offenes, reumüthiges Geständniß würde die Richter vielleicht bewegen, mildernde Umstände gelten zu lassen, Troß und Verstocktheit hingegen können das Urtheil nur verschärfen."

"Und mögen auch alle Beweise gegen mich sprechen, ich wiederhole, daß ich schuldlos bin!" erwiderte Bernhard, sich hoch aufrichtend, und zum ersten Mal in diesem Verhöre gelang es ihm, jenen Ton zu treffen, der nur der getränkten Unschuld zu Gebote steht. "Wenn die Untersuchung gerecht und unparteiisch geführt wird, dann muß ja die Wahrheit an den Tag kommen, und darauf vertraue ich mit Zuversicht."

Ein spöttisches Lächeln umzuckte die Lippen des Untersuchungsrichters, er hatte diese und ähnliche Phrasen so oft gehört, daß er nichts auf solche Bethuerungen gab.

„Von den verschwundenen Werthpapieren wissen Sie ebenfalls nichts?“ fragte er.

„Nein.“

„Sie haben mir auch sonst nichts mehr zu sagen?“

„Ich wüßte nicht, was ich Ihnen noch sagen sollte!“

„Um, Sie könnten, wenn Sie es wollten, mir Aufschluß darüber geben, wo die andere Hälfte der ursprünglich in diesem Portefeuille befindlichen Summe geblieben ist.“

„Das liegt nicht in meiner Macht.“

„Sie beharren also bei Ihrem verstockten Leugnen? Ich hoffe, Sie werden nach einigen Tagen doch etwas anders darüber denken!“

Der Richter gab nach diesen Worten dem Kommissär einen Wink und Bernhard folgte den Beamten, ohne Einspruch zu erheben, der, wie er nur zu wohl wußte, fruchtlos gewesen sein würde; einige Minuten später rollte der Wagen mit dem Gefangenen von dannen.

Zipfelmann und Silberberg verließen jetzt auch das Haus, der Lederhändler blieb draußen einen Augenblick stehen, um eine Cigarre anzuzünden.

„Wie kann man nur in einer solchen Behausung leben und athmen!“ sagte er. „Der alte Bursche müßte von der Polizei gezwungen werden, diesen Augiasstall zu reinigen!“

„Bah, fühlt er sich wohl in seinem Schmutz, was geht es uns an!“ spottete Silberberg. „Ich kann mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen! Daß wir das Portefeuille Berninger's finden würden, hatte ich nicht erwartet —“

„Und doch waren Sie es, der von Anbeginn an den Verdacht äußerte, daß Schlickum jene Summe gestohlen habe.“

„Ich gebe das zu, aber dieser Verdacht stützte sich doch nur auf Vermuthungen. Jetzt ist mir die Sache klar. Klemens Berninger hat die feste Absicht gehegt, den Tod zu suchen, weil er die Schande des Bankerotts nicht überleben wollte, er verzichtete darauf, das Glück noch einmal in Versuchung zu führen, weil er wohl zu der Ueberzeugung gelangt sein mochte, daß sein Glückstern erloschen war. So legte er denn, ehe er sein Haus verließ, das Portefeuille in den Geldschrank, dort mußte es am andern Morgen gefunden werden. Vielleicht, ja, ich möchte sagen: wahrscheinlich, enthielt dieses Portefeuille außer den Banknoten einen Abschiedsbrief an die Hinterbliebenen Berninger's, Aufschlüsse über zweifelhafte Ausstände und unerledigte Speculationsgeschäfte, sowie Dispositionen über die Abwicklung des Falliments, es lag ja im Interesse der Kinder Berninger's, daß das Alles so ehrenvoll wie möglich geordnet wurde. Am nächsten Morgen fand Schlickum das Portefeuille; die Versuchung war zu groß, er nahm es und vernichtete den Inhalt mit Ausnahme der Banknoten.“

„Ja, ja, das liegt jetzt Alles klar am Tage,“ nickte Zipselmann, „aber eine höchst gefährliche Geschichte war es doch!“

„Gefährlich? Weshalb? Die Leiche Berninger's ist heute noch nicht gefunden, aber gesetzt auch, sie wäre schon am nächsten Tage gelandet und das Portefeuille wurde nicht gefunden, würde dies zu einer Anklage gegen den Kassirer berechtigt haben? Die Leiche konnte beraubt worden sein;

möglicherweise war bei dem Sprung vom Dampfboot das Portefeuille in den Fluß gefallen, es gab da viele Möglichkeiten, die man berücksichtigen mußte. Aber Schlickum hatte als kluger Mann auch an die Möglichkeit einer Haussuchung gedacht und das Portefeuille an einem Orte versteckt, an dem es gewiß Niemand gesucht haben würde. Er konnte ja nicht ahnen, daß es einigen zerstörungsfüchtigen Buben einfallen würde, gerade an dieser schweren Steinplatte ihre Kraft zu versuchen, und selbst als dies geschah, würde es vielleicht nicht einmal zur Entdeckung des Portefeuilles geführt haben, wenn nicht zufällig der Polizeisergeant zugegen gewesen wäre.“

„Na ja, diese Leute sind immer neugierig, sie untersuchen Alles gründlich. Aber daß nur die Hälfte der Summe noch vorhanden war —“

„Kann Schlickum nicht die andere Hälfte an einem anderen Orte versteckt haben?“

„Sapperment, das wäre die Vorsicht doch etwas zu weit ausgedehnt.“

„Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten,“ erwiderte Silberberg kopfschüttelnd, „die Verbrecher greifen oft zu seltsamen Mitteln, um die Beweise ihrer Schuld zu beseitigen. Ueberdies gibt es noch eine andere Auslegung, deren Richtigkeit mir mehr und mehr einleuchtet, je länger ich darüber nachdenke. Jener anonyme Brief und das sonderbare Gebahren Schlickum's in der vergangenen Nacht lassen es mir unzweifelhaft erscheinen, daß er einen Mitschuldigen hat. Es ist ja möglich, daß er, als er den Inhalt des Portefeuilles zählte und die Briefe und Papiere

vernichtete, überrascht wurde, und daß der, welcher ihn überraschte, für sein Schweigen die Hälfte der Beute forderte.“

„Aber wer könnte das gewesen sein?“

„Ja, wenn man das wüßte! Vielleicht irgend ein Creditor, den die Sorge um sein Guthaben so früh hintrieb! Nehmen wir die Richtigkeit meiner Vermuthung an, so hatte Schlickum nur dreißigtausend Thaler erbeutet, diese Summe mochte ihm nicht genügen, sie stellte ihm die Zukunft nicht sicher genug und in Folge dessen vergriff er sich an den Depositen. Der Staatsanwalt hat über dieses letzte Verbrechen seine Ansicht so klar und deutlich ausgesprochen, daß es überflüssig wäre, seinem Gutachten noch etwas hinzuzufügen zu wollen. Hätte ich das Verbrechen nicht entdeckt, oder wären Sie nicht rechtzeitig mir zu Hilfe gekommen, so würde Schlickum jetzt über alle Berge sein. Das ist meine Ansicht von der Sache, und ich will abwarten, ob sie durch irgend etwas widerlegt werden kann.“

„Ich glaube nicht, daß das geschehen wird,“ sagte Zipfelmann achselzuckend, „und ich bewundere auch hier wieder das Walten einer höheren Macht, die im rechten Augenblick Licht in das scheinbar undurchdringliche Dunkel geworfen hat. Wäre der Polizeisergeant nicht zugegen gewesen, so hätte der alte Hausfrevler möglicherweise die Banknoten annektirt und das Portefeuille vernichtet, ich traue diesem Burschen nicht weiter, wie ich ihn sehe.“

„Sie mögen Recht haben! Vielleicht auch hätte er mit Schlickum gemeinschaftliche Sache gemacht.“

„Könnte das nicht früher schon geschehen sein?“



Silberberg blickte seinen Begleiter betroffen an, er schien daran noch nicht gedacht zu haben.

„Der Hausfrevler könnte ja früher schon das Portefeuille mit der vollen Summe gefunden haben,“ fuhr Zipfelmann fort, „er könnte den Sachverhalt errathen und Schlickum gezwungen haben —“

„Nein, nein, das glaube ich nicht,“ unterbrach Silberberg ihn, „in diesem Falle würde der Hausfrevler seinem Gevossen ein besseres Versteck für das Portefeuille angewiesen haben; ihm mußte dann ja auch daran liegen, daß das Verbrechen, dessen Mitschuldiger er geworden war, nicht entdeckt wurde. Daß der Bursche gewissenlos genug gewesen wäre, sich an dem Verbrechen zu theiligen, glaube ich gerne, aber daß er es wirklich gethan hat, muß ich bezweifeln.“

„Und wo sollen die Werthpapiere stecken?“

„Da fragen Sie wieder zu viel!“

„Wäre es nicht möglich, daß sie sich im Besitz des Hausfrevlers befänden?“

„Nein. Schlickum hat ja das Kassenzimmer nicht verlassen.“

„Muß er denn heute Morgen den Diebstahl begangen haben? Kann das Verbrechen nicht in der vergangenen Nacht verübt worden sein? Der Nachtwächter sagt aus, er habe den jungen Mann dem Hause Berninger's gegenüber in einem Versteck gefunden; was hatte Schlickum da zu suchen?“

„Er erwartete dort den Schreiber des anonymen Briefes.“

„Zu welchem Zweck? Und weshalb gerade dort? Ich

glaube nicht daran, ich vermuthe eher, daß er sich in der vorigen Nacht in das Haus Berninger's hinein geschlichen hat, um die Papiere zu holen."

"Das hätte er bei Tage bequemer haben können!"

"Erlauben Sie, Verehrtester, bei Tage war für ihn die Gefahr der Entdeckung größer als in der Nacht. Abgesehen davon, daß er in dem Augenblick, wo er vor dem offenen Depositenschrank stand, überrascht werden konnte, mußte er auch dafür Sorge tragen, daß die Papiere so rasch wie möglich bei Seite geschafft wurden, damit sie bei ihm nicht gefunden werden konnten."

Silberberg schwieg, er war in Nachdenken versunken, es ließ sich nicht abstreiten, daß in den Bemerkungen Zipselmann's viel Wahres lag.

"Hätte Schlickum erst heute Morgen das Verbrechen verübt, so wären die Papiere sicher gefunden worden," fuhr der Lederhändler fort, „das wird Ihnen wohl auch einleuchten!“

"Nicht ganz," erwiderte Silberberg, leicht das Haupt wiegend. „Schlickum kann auch in den Geschäftsräumen ein Versteck gefunden haben, an das Niemand denkt. Indeß, Sie mögen Recht haben, Ihre Anschauung hat jedenfalls Vieles für sich, ich werde den Untersuchungsrichter darauf aufmerksam machen, außerdem aber selbst noch einmal die Bureaux gründlich durchsuchen. Es ist eine fatale Geschichte, die Bilanz liegt unfertig da, und die Creditoren werden bereits ungeduldig, wo finde ich sofort Ersatz für den Buchhalter?“

„Es bedarf nur einer Zeitungsannonce —“

„Dann erhalte ich allerdings Offerten genug, aber den Richtigen herauszufinden ist eine schwierige Sache, die gewissermaßen vom Zufall abhängt. Und Tage, Wochen werden darüber hingehen, ehe der neue Buchhalter sich in das Geschäft hineingearbeitet hat.“

„Na, das kann nun einmal nicht geändert werden,“ sagte Zipfelmann. „Die Gläubiger müssen Geduld haben, sie sollen froh sein, daß jene dreißigtausend Thaler ihnen gerettet sind. Die verschwundenen Depositen werden sich wohl auch wieder finden.“

„Wir wollen es hoffen!“

„Und nun noch eine Frage. Glauben Sie wirklich, daß Klemens Berninger nicht mehr unter den Lebenden ist?“

„Können Sie jetzt noch daran zweifeln, nachdem es unzweifelhaft feststeht, daß er die bedeutende Geldsumme nicht mitgenommen und sogar sein Portefeuille zurückgelassen hat?“

„Graf Starenfels will eine Spur gefunden haben —“

„Graf Starenfels ist ein Narr!“

„Das möchte ich nun doch nicht behaupten!“

„Er hat durch seine Leichtgläubigkeit sein Vermögen verloren, nun klammert er sich krampfhaft an die Hoffnung, Berninger müsse noch leben und ihm den Verlust ersetzen. Was man hofft, das glaubt man nur zu gerne, selbst die triftigsten Vernunftsgründe haben solchen Hoffnungen gegenüber keine Geltung.“

„Aber die Spur, die der Graf gefunden hat —“

„Mag anscheinend überzeugend sein, ich will das ja gerne zugeben! Er soll sie verfolgen, die Enttäuschung wird nicht ausbleiben.“

„Er wird nach Amerika reisen!“

„In Gottes Namen.“

„Würden Sie ihn nicht zurückhalten?“ fragte Zipfelmann.

„Nein. Sagen Sie ihm, was Sie wollen, er wird Ihnen nicht glauben, er muß selbst die Ueberzeugung gewinnen, daß er einem Schatten nachjagt, dann erst wird er sich beruhigen.“

Silberberg war an einer Straßenecke stehen geblieben, er bot seinem Begleiter jetzt die Hand.

„Ich muß noch einmal in das Haus Berninger's, um die Bücher zu verschließen,“ sagte er. „Das Alles liegt mir jetzt allein ob, es ist keine angenehme Arbeit.“

„Zumal sie nichts einbringt!“

„Und ich mein eigenes Geschäft darüber vernachlässigen muß.“

„Legen Sie das lästige Amt nieder!“

„Ich habe meine besonderen Gründe, das nicht zu thun. Also auf Wiedersehen! Sollten Sie einen tüchtigen Buchhalter finden, von dem Sie glauben, daß er den Verhafteten ersetzen kann, so schicken Sie ihn mir zu.“

Zipfelmann nickte zustimmend, und mit einem stolzen, triumphirenden Lächeln auf den Lippen setzte Silberberg seinen Weg fort.

Der gefährliche Nebenbuhler war für immer beseitigt, Elsa Berninger mußte es jetzt unbegreiflich finden, daß sie diesem nunmehr überführten Verbrecher früher so großes Vertrauen geschenkt hatte.

Er trat aus der Mittagsgluth in das kühle Haus Berninger's, Daniel schien ihn erwartet zu haben.

„Folgen Sie mir,“ sagte Silberberg befehlend.

Sie gingen in das Kaffenzimmer, auf dem Pult und dem Zehntisch lagen die Bücher noch aufgeschlagen.

„Haben Sie das Vorgefallene oben mitgetheilt?“ fragte Silberberg.

„Jawohl,“ erwiderte der Diener.

„Und wie nahm Fräulein Elsa die Nachricht auf?“

„Sie glaubt nicht an die Schuld Schlickum's.“

„Sie glaubt nicht daran? Haben Sie ihr denn nicht gesagt, daß Schlickum verhaftet ist und daß er allein die Schlüssel zu dem Depositenschrank besessen hat?“

Ein häßliches, boshaftes Lächeln glitt über das fahle Gesicht Daniels.

„Das habe ich allerdings gesagt,“ antwortete er, „aber Fräulein Elsa behauptete trotz alledem, Herr Schlickum könne das Verbrechen nicht begangen haben, sie begreife überhaupt nicht, daß er desselben beschuldigt werde.“

„Nun, dann werde ich selbst —“

„Geben Sie sich keine Mühe, Fräulein Elsa hat vor einer Stunde das Haus verlassen.“

„Wann wird sie zurückkommen?“

„Darauf können Sie nicht warten, sie ist mit ihrer ganzen Habe zu ihren Verwandten gezogen.“

„Und Herr Wolfgang?“

„Will heute Nachmittag ausziehen, er wünschte vorher noch mit Ihnen zu reden.“

Silberberg preßte die Lippen fest auf einander und warf einen Blick auf seine Uhr.

„Fragen Sie ihn, ob es ihm jetzt genehm sei,“ sagte er, „ich stehe zu seiner Verfügung.“

Der Diener entfernte sich, Silberberg kreuzte die Arme auf der Brust und wanderte langsam auf und nieder.

„Sie glaubt an ihn,“ sagte er leise und ein verächtlicher Zug umzuckte seine Mundwinkel, „lassen wir die Thatsachen reden, sie werden sehr bald diesen Glauben erschüttern.“

„Wie kann man nur an der Schuld dieses Mannes zweifeln?“ fuhr er fort, indem er vor dem Depositenschrank stehen blieb. „Die Beweise sind ja so klar und überzeugend, daß es Thorheit wäre, ihre Widerlegung nur versuchen zu wollen.“

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Wolfgang trat ein.

Silberberg verbeugte sich leicht; der Blick Wolfgangs ruhte ernst und voll Erwartung auf ihm.

„Ist Herr Schlickum wirklich in's Gefängniß gebracht worden?“ fragte der junge Mann nach einer kurzen Pause.

„Einen überführten Verbrecher darf man nicht auf freiem Fuße lassen,“ erwiderte Silberberg lakonisch, den die Theilnahme, die Schlickum in diesem Hause fand, ärgerte.

„Sie nennen ihn einen überführten Verbrecher?“

„Und das mit vollem Recht!“

„Sind die verschwundenen Werthpapiere in seinem Besitz gefunden worden?“

„Nein, aber in seiner Wohnung wurde etwas Anderes gefunden,“ sagte Silberberg mit scharfer Betonung.

„So reden Sie doch, ich bin kein Freund von langem Rathen!“

„Man hat das Portefeuille Ihres Vaters entdeckt, dasselbe enthielt dreißigtausend Thaler, also die Hälfte der Summe, welche Herr Klemens Berninger mitgenommen haben soll.“

Alles Blut war aus den Wangen des jungen Mannes gewichen, wie jähes Erschrecken glitt es über seine Züge.

„Und weiter enthielt dieses Portefeuille nichts?“ fragte er.

„Nein, Schlickum verweigerte über den weiteren Inhalt und die andere Hälfte der Summe jede Auskunft.“

„Und wie ist das Portefeuille in seinen Besitz gekommen?“

„Das ist nicht schwer zu errathen; Ihr Herr Vater ließ es hier zurück, und Schlickum nahm es am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht aus dem Geldschrank.“

„Hat er das eingestanden?“

„Keineswegs; aber ist es denn möglich, daß eine andere Lösung dieses Räthsels gefunden werden kann? Glauben Sie, daß Ihr Vater ihm das Geld geschenkt hat? Das wäre doch schwer anzunehmen —“

„Behauptet Schlickum es?“

„Bewahre, er spielt den Unwissenden und verweigert jede Auskunft.“

Wolfgang war an's Fenster getreten, in Sinnen versunken wiegte er das Haupt und ein herber Zug umzuckte seine Mundwinkel.

„Wie man sich doch in den Menschen täuschen kann!“ sagte er bitter. „Mein Vater hat diesem Manne sein un-

getheiltes Vertrauen geschenkt, und ich hätte nie geglaubt, daß er dieses Vertrauen täuschen könne!“

„Gelegenheit macht Diebe!“ erwiderte Silberberg achselzuckend. „Ich habe schon vor einigen Tagen Zweifel daran geäußert, daß Herr Klemens Berninger die bedeutende Geldsumme mitgenommen haben sollte. Sie traten mir damals schroff entgegen —“

„Ich nicht!“

„Dann war es Ihre Fräulein Schwester. Eine Untreue Seitens des Buchhalters wurde geradezu für eine Unmöglichkeit gehalten und nun ist es unumstößlich bewiesen, daß er nicht mehr und nicht weniger als hunderttausend Thaler gestohlen hat.“

Wolfgang fuhr gleich einem Träumenden aus seinem Sinnen empor und strich mit der Hand über die Stirne.

„Ist das wirklich bewiesen?“ fragte er. „Sie sagten selbst, man habe die Werthpapiere nicht gefunden!“

„Man würde auch das Portefeuille nicht gefunden haben, wenn nicht der Zufall die Entdeckung herbeigeführt hätte,“ erwiderte Silberberg und der Ton seiner Stimme klang hart und schroff. „Es lag im Hofe unter einer Steinplatte, Sie werden zugeben, daß dort Niemand es gesucht haben würde.“

Wolfgang hatte die Brauen zusammengezogen, eine tiefe Furche zeigte sich zwischen ihnen.

„Und was wird nun geschehen?“ fragte er.

„Man muß der Untersuchung ihren Gang lassen; hoffen wir, daß es ihr gelingt, auch die andere Hälfte des Geldes und die Werthpapiere aufzufinden, wir würden dadurch in



die Lage gebracht, den Creditoren einen höheren Prozentsatz anbieten zu können, und vielleicht ließen sie dadurch sich zu einem Akford bewegen.“

„Wenn das erreicht werden könnte —“

„Ich werde Alles aufbieten, um es zu erreichen, aber wie gesagt, das gestohlene Gut muß vorher wieder herbeigeschafft werden.“

„Und wenn dies nicht gelingt?“

„Dann werden die Creditoren die Masse ausschütten und das Vorhandene unter sich vertheilen,“ erwiderte Silberberg achselzuckend, „von einem Akford kann dann natürlich keine Rede sein. Es hängt nach meinem Dafürhalten Alles davon ab, ob Schlickum ein offenes Bekenntniß ablegen wird; könnten Sie oder Ihre Fräulein Schwester darauf hinwirken, so würde ich rathen, dies nicht zu veräumen.“

„Meine Schwester?“ fuhr Wolfgang auf. „Wie kommen Sie auf diese Idee?“

„Verzeihen Sie, sie hat vor einigen Tagen den Buchhalter so warm vertheidigt, daß —“

„Ich habe es auch gethan, wir glaubten dem Manne, der das Vertrauen unseres theuren Vaters in so hohem Grade genoß, ebenfalls vertrauen zu müssen, weitere Schlußfolgerungen können wohl nur Uebelwollende daraus zu ziehen suchen!“

„Ich will darüber nicht urtheilen,“ sagte Silberberg mit leisem Spott, „mich befremdete jene eifrige Vertheidigung.“

„Ich muß Sie ersuchen —“

„Bitte, wir wollen uns deshalb nicht entzweien, Herr

Berninger, Sie würden den größeren Schaden davon haben.“

„Inwiefern?“

„Wenn ich mein Amt hier niederlege, so wird das Gericht es einem Anderen übertragen, der auf der einen Seite sich nicht zurecht zu finden weiß und auf der anderen Seite kein Interesse daran hat, den Gläubigern so viel wie möglich zu retten, während ich auch unter den schwierigsten Verhältnissen die Möglichkeit eines Affords immer noch im Auge behalte.“

Wolfgang reichte ihm die Hand, so leicht sein Groll geweckt werden konnte, so leicht war er auch wieder zur Versöhnung bereit.

„Wenn ich Sie verletzt habe, so bitte ich Sie, mir das nicht übel zu nehmen,“ sagte er, „beabsichtigt hatte ich es wahrlich nicht. Und wenn Schlickum wirklich dieser ehrlose Verbrecher ist, dann werden Sie uns wohl nicht zumuthen, daß wir ihm gute Worte geben sollen, um ihn zu einem Geständniß zu bewegen; die Rücksichten, die wir uns selbst und unserer Ehre schuldig sind, würden uns das nicht erlauben.“

Er ging nach diesen Worten rasch hinaus und Silberberg blickte ihm mit einem triumphirenden Lächeln nach; er hatte ihm bewiesen, daß er unersetzlich war und daß man ihm Dank schuldete, und das konnte einstweilen ihn genügen.

## 12. Das Geheimbuch.

Elfa hatte im Hause ihrer Verwandten eine herzlichere Aufnahme gefunden, als sie es, im Hinblick auf die früheren Beziehungen, erwarten konnte.

Sogar Tante Lydia war ihr mit gewinnender Freundlichkeit entgegengekommen, und wenn es Elsa mitunter auch scheinen wollte, als ob in dieser Freundlichkeit etwas Gezwungenes und Erünsteltes liege, so ging sie darüber leicht hinweg, in ihren jetzigen Verhältnissen mußte sie ja mit Allem zufrieden und für jedes Wort der Theilnahme dankbar sein.

Onkel Gottfried und die beiden Vettern boten Alles auf, sie diese drückenden Verhältnisse vergessen zu lassen, sie zu erheitern und ihr das Dasein nach jeder Seite hin angenehm zu machen, aber die trüben Wolken schwanden doch nur für kurze Augenblicke von der Stirne des schönen Mädchens.

Die Leiche Berninger's war noch immer nicht gefunden, trotzdem die ausgedobene hohe Belohnung Viele zu rastlosen Nachforschungen anspornte.

Zu der Ungewißheit über das Geschick des Vaters gesellte sich nun auch noch die Verhaftung Bernhards, die wie ein Blitz aus wolkenloser Höhe das ahnungslose Mädchen traf.

Sie konnte und wollte an die Schuld des Verhafteten nicht glauben, so viele Beweise auch gegen ihn zeugen mochten, und selbst als Wolfgang ihr in seiner ruhigen und entschiedenen Weise erklärte, er habe die volle Ueberzeugung von der Schuld Schlickum's gewonnen, sprach ihr Herz ihn noch immer frei. Wer kann das Menschenherz mit all' seinen Rättseln ergründen!

Elsa hatte nie darüber nachgedacht, worauf wohl das Vertrauen sich gründen möge, das sie dem Buchhalter ihres Vaters in so hohem Maße schenkte; jetzt war es ihr

plötzlich klar geworden, daß sie ihn liebte, und diese Liebe gebot ihr, für ihn einzutreten und seine bedrohte Ehre zu vertheidigen.

Sie schwankte und zweifelte keinen Augenblick, der Mann, den sie liebte, konnte kein Verbrecher sein, und wenn auch Alle ihn verurtheilten, sie wollte an diesem Glauben festhalten, unbekümmert darum, ob ihre Liebe Erwiederung fand oder nicht.

Mit ihrem Bruder und ihren Verwandten konnte sie nicht darüber reden, sie Alle waren empört über den ungetreuen Buchhalter, und ein Versuch ihrerseits, ihn zu vertheidigen, hatte nicht nur heftigen Widerspruch hervorgerufen, sondern auch zu verletzenden Bemerkungen Veranlassung gegeben.

Frida namentlich hatte diese Gelegenheit benutzt, ihrer Abneigung gegen die Cousine Ausdruck zu geben, und sie that dies in einer so herben, schroffen Weise, daß dem tief verletzten Mädchen Thränen der Scham und der Entrüstung in die Augen flogen.

Seitdem hatte Elsa nie wieder die Rede auf den Verhafteten gebracht, allen Andeutungen, die Frida in gehässiger Weise machte, wich sie aus, sie wußte jetzt, daß sie von ihrer Cousine niemals Theilnahme und Freundschaft erwarten durfte.

So mußte sie allein die schwere Last der Sorge und der Ungewißheit tragen, und nicht einmal zu einer Klage durfte sie die Lippen öffnen, wenn sie nicht den Hohn Frida's herausfordern wollte.

Aber es gab in dem Hause Berninger's noch ein zweites

schwer bedrücktes Menschenherz, das zwischen Hoffen und Zweifeln schwankte und zu keinem Entschluß kommen konnte.

Paul hatte sofort nach seiner Unterredung mit dem Pfandleiher einen langen Brief an Melanie geschrieben und ihr Alles mitgetheilt, die Worte ihres Vaters sowohl, wie seine eigenen Worte, er hatte sie gefragt, ob sie ihn liebe und treu zu ihm halten wolle, dann werde er alle Hindernisse überwinden und nicht ruhen, bis er das ihr verpfändete Wort eingelöst habe.

Nicht von ihr, sondern von dem Pfandleiher selbst erhielt er nach mehreren Tagen die heiß ersehnte Antwort, sie lautete kurz und bündig, er möge die ihm gestellten Bedingungen erfüllen, dann erst lasse sich weiter über die Sache reden.

Es war ein schwerer Entschluß für Paul, dem Vater das Alles mitzutheilen, und Tage vergingen, ehe er den Muth dazu fand, aber es mußte geschehen, wenn Weinheim bei seinen Bedingungen beharrte, wie sich das voraussehen ließ.

Er wollte eine günstige Gelegenheit abwarten, und diese bot sich schon an demselben Tage.

Gottfried Berninger hatte einen namhaften Theil seines Waarenlagers mit bedeutendem Vortheil verkauft, er war in der heitersten Stimmung und entwarf Pläne für die Zukunft, durch die er reich, reicher als weiland sein Bruder zu werden gedachte.

Paul hörte mit stürmisch pochendem Herzen zu, und das Blut stockte ihm in den Adern, als er mit seinem Bekenntnisse begann.

Aber die Befangenheit wich bald einer ruhigen, ernstern Stimmung, in den Zügen des alten Herrn spiegelten sich ja nur Theilnahme und Wohlwollen, sie nahmen erst dann einen finsternen Ausdruck an, als Paul die Bedingungen des Pfandleihers berichtete.

„Ueber Deine Wahl will ich nicht mit Dir rechten,“ sagte Berninger, nachdem er einige Minuten in Sinnen versunken vor sich hin geblickt hatte, „dem Herzen kann Niemand gebieten, und die Liebe zieht hinein, ehe man es weiß und ahnt. Darüber ließe sich also nicht streiten, ist es mir doch gerade so ergangen; in demselben Augenblicke, in welchem ich Deiner Mutter zum ersten Male in die Augen schaute, ward es mir auch klar, daß keine Andere die Gefährtin meines Lebens werden könne. Freilich, ich war nicht mehr so jung, wie Du es bist, aber auch darüber will ich Dir keinen Vorwurf machen, denn jung gefreit, hat Niemand gereut. Und was Deine Wahl betrifft, nun, so läßt sich Manches dagegen und auch Manches dafür sagen! Das Mädchen ist die Tochter eines Pfandleihers, und Du weißt selbst, daß diese Leute im Allgemeinen ihres Gewerbes wegen keinen besonders guten Ruf genießen —“

„Herr Weinheim —“

„Laß mich ausreden, ich habe Dich auch nicht unterbrochen, so kommen wir am raschesten zum Ziele. Es würde mir lieber und auch für unser Haus ehrenvoller gewesen sein, wenn Deine Wahl auf die Tochter eines respektablen Kaufmannes gefallen wäre, das hätte unsern Kredit befestigt und unseren Geschäftsverbindungen eine weitere Ausdehnung gegeben. Ich denke dabei nicht an die

Tochter eines Bankiers oder eines Millionärs, im Gegentheil, eine solche Wahl würde ich nicht einmal wünschen, weil die Ansprüche einer reichen und verwöhnten Dame in den Rahmen unseres soliden, genügsamen Familienkreises nicht hineinpaffen. Indessen, Weinheim persönlich ist ein Ehrenmann, man spricht mit Achtung von ihm und nie, so viel ich weiß, ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er die Armen bedrücke und sein Geschäft zu unredlichem Erwerb mißbrauche. So wäre denn auch nach dieser Seite hin kein Einwurf zu machen, wenn Gemüth und Charakter des Mädchens, wie ich das voraussetze, die Bürgschaft Deines Lebensglückes in sich tragen. Still, ich liebe die Phrasen nicht, und Du würdest mir doch nur mit Phrasen auf diese Bemerkung antworten. Gehen wir nun über zu den Bedingungen, die Dir gestellt worden sind. Da muß ich denn vor allen Dingen und mit schwerem Herzen vorausschicken, daß ich im vergangenen Jahre, als die glühende Kohle mir auf dem Fuß lag, mich an denselben Herrn Weinheim um ein Darlehen gewandt habe und diese Bitte mir rundweg abgeschlagen worden ist.“

„Ich weiß das,“ sagte Paul.

„Hat er es Dir gesagt?“

„Ja. Darauf gründet er ja seine Bedingungen.“

„Darauf?“ fragte Berninger erstaunt.

„Er glaubt, Du habest Dich genüthigt gesehen, das Geld von einem Wucherer zu leihen.“

Der alte Herr nickte gedankenvoll und athmete tief auf.

„Er muß das ja glauben,“ sagte er, „denn bis zu dieser Stunde weiß außer Deiner Mutter Niemand, wer damals

meinen ehrlichen Namen vor der Schande des Bankerotts bewahrt hat, und auch sie erfuhr es erst vor einigen Tagen.“

„Bankerott waren wir damals nicht!“

„Wir wären es geworden und hätten als Bettler wieder von vorne anfangen können, ich glaube, das ist Dir so gut bekannt, wie mir. Und Weinheim weiß das auch, ich mußte ihm ja meine Verhältnisse klar und offen darlegen.“

„Hättest Du es nicht gethan!“

„Was würde ich damals nicht Alles gethan haben, um die Ehre meines Namens zu retten!“ erwiderte Berninger, leicht das Haupt wiegend. „Zu jedem Opfer wäre ich bereit gewesen, und überdies durfte ich meine Geschäftsbücher Jedem vorlegen, es war nichts darin, was mir Unehre machen konnte. Weinheim lehnte meine Bitte ab, es mag sein, daß er die Summe nicht hatte, deren ich bedurfte, der Hauptgrund war aber wohl der, daß er fürchtete, das Darlehen verlieren zu können.“

„Und von wem hast Du das Geld erhalten?“ fragte Paul, dessen Blick voll fieberhafter Erwartung auf dem Vater ruhte.

Der alte Herr öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und nahm ein dünnes längliches Buch heraus, das er mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich hinlegte und öffnete.

„Geheimbuch des Hauses Gottfried Berninger und Söhne“ stand auf der ersten Seite, und darüber in Frakturschrift: „Mit Gott!“



„Hier steht's!“ sagte er, nachdem er einige Blätter umgeschlagen hatte, „Kapital-Guthaben von Klemens Berninger: Dreißigtausend Thaler.“

Bestürzung spiegelte sich in den Zügen Pauls, er blickte über die Schulter des Vaters starr auf das Buch.

„Er gab Dir das Geld?“ fragte er zweifelnd.

„Ja. Es war für mich ein saurer Gang, aber Klemens bewies sich als rechter Bruder. Er machte mir keinen Vorwurf, ruhig hörte er mich an und dann gab er mir das Geld.“

„Als Darlehen?“

„Nein, als Geschenk, aber ich habe es nie als solches betrachtet; es war und ist auch heute noch mein fester Voratz, diese Summe einst mit den Zinsen zurückzugeben. Nur Eines machte mein Bruder mir zur Bedingung: daß ich mich seiner Kinder annehmen möge, wenn er ihnen ent-rissen werden sollte. Er mag wohl damals schon eine Ahnung von dem schlimmen Ende gehabt haben, vielleicht auch war es beruhigend für ihn, zu wissen, daß in jedem Falle für seine Kinder gesorgt wurde. Ich werde die übernommenen Pflichten erfüllen und einst den Kindern meines Bruders das Kapital übergeben.“

Paul hatte diese Eröffnungen nicht erwartet, es war ihm sofort klar geworden, daß der Vater Melanie's in ihnen keine Bürgschaft für die Zukunft seiner Tochter finden würde.

„So wäre dieses Geld Eigenthum der Creditoren Deines Bruders?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte Berninger in festem, entschiedenem

Tone. „Klemens hat diese Summe nicht als ein Darlehen betrachtet, vielmehr ausdrücklich mir geschrieben, daß er sie nie zurückverlangen werde.“

„Dennoch würden die Kreditoren Anspruch darauf erheben, wenn sie die Thatfache erführen.“

„Gewiß, und eben deshalb ist es nöthig, daß wir schweigen! Die Kreditoren würden einen Prozeß anstrengen, und das Ende eines Prozesses läßt sich niemals mit Sicherheit voraussehen. Man würde mich gerichtlich zwingen, das Geld bis zum Ausgange des Prozesses zu deponiren, und ich kann das jetzt nicht. Von den Verlusten des vorigen Jahres habe ich mich noch nicht erholt, ich darf die Fonds unseres Geschäfts nicht schwächen, wenn ich nicht abermals —“

„Nein, nein, das darf nicht geschehen!“

„Dann aber auch ist es mein Vorsatz, dieses Geld den Kindern meines Bruders zu retten. Nach einigen Jahren werde ich in der Lage sein, die Schuld abtragen zu können, jetzt ist es mir nicht möglich, ich würde, wenn ich dazu gezwungen würde, mich genöthigt sehen, meine Zahlungen einzustellen. So liegen die Dinge, Paul, nun urtheile selbst, ob ich die Forderungen Weinheim's erfüllen kann! Will er sich damit begnügen, daß ich Dich als Affoció in mein Geschäft aufnehme, so bin ich bereit, diese Bedingung zu acceptiren; aber meine Geschäftsbücher kann und darf ich ihm nicht vorlegen.“

„Diese Weigerung wird ihn noch mißtrauischer machen.“

„Ich weiß es, und es thut mir leid, daß ich es nicht ändern und dieses Mißtrauen nicht beseitigen kann. Es

würde auch nichts helfen, wollte ich persönlich mit ihm reden, ich kenne seinen Eigensinn.“

„Und er wird endlich doch nachgeben müssen!“ sagte Paul, das Haupt trotzig erhebend. „Ich ruhe nicht, bis ich mein Ziel erreicht habe, und ich gehe jetzt um so freudiger und muthiger diesem Kampfe entgegen, weil ich Deiner Zustimmung gewiß sein darf.“

Gottfried Berninger legte das Geheimbuch wieder fort und schüttelte bedenklich das Haupt.

„Aufrechtig gestanden wäre es mir lieber, wenn Du auf diesen Kampf verzichtest und Deinem Wunsch entsagen wolltest,“ sagte er ernst, „ein Geschäftsmann sollte solche Aufregungen vermeiden, sie verleiden ihm die Arbeit und lähmen seine Thatkraft. Aber ich weiß ja auch, daß man dem Herzen nicht gebieten kann, und so muß ich es Deinem Ermessen überlassen, welchen Weg Du gehen willst, nur möchte ich Dich bitten, Allem, was Du thust, die rechte Zeit zu gönnen und die Verfolgung dieses Planes nicht als die Hauptaufgabe Deines Lebens zu betrachten. Du bist noch jung, Paul, und kannst immerhin noch einige Jahre warten, in dieser Zeit ändert sich vielleicht Manches, deshalb richte den Blick vertrauensvoll in die Zukunft und sorge nicht zu sehr um die Gegenwart. Und nun wollen wir die Arbeit wieder aufnehmen.“

Der junge Mann sah seinen Vater mit einem Blicke des innigsten Dankes an, dann trat er an sein Pult.

In seinem Innern war es ruhig geworden, er hatte ehrenhaft nach allen Seiten hin seine Pflicht erfüllt, und

was nun auch kommen mochte, sein Gewissen konnte ihm in keiner Weise einen Vorwurf machen.

Mit offenem Visir trat er in den Kampf, der durch die Verhältnisse unvermeidlich geworden war, und er hegte die feste Ueberzeugung, daß seinen ehrlichen Waffen der Sieg bleiben mußte.

Der alte Herr wurde häufig in seiner Arbeit unterbrochen, das Geschäftspersonal ging ab und zu, um Briefe zur Unterschrift oder Rechnungen zur Durchsicht und Begutachtung vorzulegen oder auch Fragen an ihn zu richten, über die nur er, der Chef des Hauses, entscheiden konnte.

Sie Alle wurden mit lakonischer Kürze abgefertigt, der alte Herr liebte es nicht, viele Worte zu machen.

So verstrichen die Stunden des Nachmittags, und der Abend dämmerte schon, als nach kurzem Anpochen Silberberg in das Kabinet trat. Gottfried Berninger schien von diesem Besuch nicht angenehm berührt zu sein, aber er empfing ihn trotzdem mit freundlicher Höflichkeit.

„Ich komme, um Ihnen ein Geschäft anzubieten,“ nahm Silberberg das Wort, nachdem er sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, „das erscheint Ihnen gewiß seltsam?“

Berninger zog die Stirne in Falten, ein harter, strenger Zug scheuchte das Lächeln von seinen Lippen.

„Seltsam allerdings,“ erwiderte er, „ich wüßte nicht, was Sie mir anzubieten hätten. Aktien kaufe ich nicht und Spekulationsgeschäfte sind mir verhaßt.“

„Aber Sie kaufen Kaffee, nicht wahr?“ scherzte Silberberg.

Der alte Herr sah ihn erstaunt an.

„Wollen Sie ein Geschäft in Kolonialwaaren gründen?“  
fragte er.

„Bewahre! Die Zeit der Gründungen ist vorbei und ich bin nicht so thöricht, Ihnen Konkurrenz machen zu wollen. Dazu gehören vor allen Dingen Waarenkenntniße, die ich nicht besitze.“

„Und dennoch bieten Sie mir —“

„Ich habe fünfzig Ballen Kaffee als Deckung für eine Schuldforderung annehmen müssen und weiß nun nicht, wohin mit dem Zeug. Sie würden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie die Waare übernehmen wollten.“

Die Stirne Berninger's umwölkte sich mehr und mehr.

„Ich will nicht fragen, wer in dieser wenig kaufmännischen Weise seine Schuld getilgt hat,“ sagte er, „ich kann den Betreffenden nur bedauern, denn er befindet sich auf einer abschüssigen Bahn. Die Schuld rührt auch wohl aus einem Differenzgeschäft her?“

Silberberg zuckte gleichgiltig die Achseln.

„Er hätte ebenso gut dieselbe Summe gewinnen können,“ erwiderte er; „man gewinnt nichts, wenn man nicht den Muth hat, etwas zu wagen.“

„Das ist das Prinzip des Hazardspielers!“

„Es ist das Prinzip jedes Geschäftsmannes, Herr Berninger, oder sollten Sie niemals Waaren auf Spekulation gekauft haben?“

„Das ist eine reelle, solide Spekulation!“

„Bitte um Entschuldigung, der Erfolg hängt auch hier vom Zufall ab. Man spekulirt auf den Ausfall der näch-

sten Ernte und die Bitterungsverhältnisse kann Niemand auf Monate hinaus voraussehen. Aber wollen wir nicht auf den Kaffee zurückkommen?"

„Was soll die Waare kosten?"

„Hier ist die Faktura, ich überlasse es Ihnen, ob Sie mir denselben Preis zahlen wollen. Wie gesagt, ich betrachte es als eine Gefälligkeit Ihrerseits, wenn Sie die Waare übernehmen.“

„Von einer Gefälligkeit kann da weiter keine Rede sein,“ erwiderte Berninger ruhig, „ist die Waare preiswürdig, so kaufe ich sie, ist sie es nicht, dann verzichte ich darauf. Haben Sie vielleicht eine Probe mitgebracht?"

„Zawohl,“ sagte Silberberg rasch, indem er in die Tasche griff, „Proben aus drei Ballen, so viel ich davon verstehe, scheint es gute Waare zu sein.“

Der alte Herr trat an's Fenster und betrachtete die Bohnen, die er in seine Hand geschüttet hatte, aufmerksam, dann nahm er die Rechnung von seinem Schreibtisch, die er ebenfalls einer sorgsamten Prüfung unterzog.

„Wenn sämmtliche Ballen dieselbe Waare enthalten, dann sind Sie reell bedient worden,“ sagte er. „Verdient wird nicht viel daran, aber ich nehme die Waare.“

„Gut, ich danke Ihnen. Ich werde Ihnen die Ballen morgen zuschicken und überlasse es dann Ihnen, sich von der Gleichmäßigkeit der Waare zu überzeugen. So wäre das also abgemacht,“ fuhr Silberberg fort, „ich wollte nur, ich könnte die verwickelten Angelegenheiten Ihres Bruders ebenso rasch und glatt ordnen.“

„Hat man von dem verschwundenen Gelde und den

Werthpapieren noch nichts weiter entdeckt?" fragte Berninger.

„Keine Spur!“

„Und Schlickum weigert sich noch immer, Aufschluß darüber zu geben?“

„Er behauptet, schuldlos zu sein,“ erwiderte Silberberg ironisch, „er klammert sich an die Hoffnung, das Urtheil des Untersuchungsrichters beirren zu können.“

„Er müßte doch einsehen, daß die Erfüllung dieser Hoffnung nicht in der Möglichkeit liegt,“ sagte Berninger kopfschüttelnd. „Die Beweise, die gegen ihn vorliegen, sind ja vollständig überzeugend, ich begreife nicht, wie man dagegen noch streiten kann.“

„Je überzeugender die Beweise sind, desto verstockter werden in der Regel die Angeklagten,“ erwiderte Silberberg. „Ich habe gestern noch mit dem Untersuchungsrichter geredet und ihm meine Ansicht über die Sachlage ausführlich entwickelt. Er hatte sich ganz dieselbe Ansicht gebildet, daraus darf man wohl mit Sicherheit schließen, daß sie richtig ist. Aber der Angeklagte beharrt trotz alledem mit einem an Frechheit grenzenden Trotz bei seinem Leugnen.“

„Es wird ihn nicht retten!“

„Nicht daran zu denken! Außer seiner Mutter zweifelt Niemand an seiner Schuld —“

„Da behaupten Sie doch zu viel,“ sagte Paul, der bisher geschwiegen hatte. „Meine Cousine —“

„Vertheidigt sie ihn noch immer?“ unterbrach Silberberg ihn rasch. „Es ist wirklich schwer zu begreifen, daß

Fräulein Elsa für diesen Verbrecher Partei nimmt! Sie muß dafür besondere Gründe haben.“

„Gründe?“ erwiderte Berninger, den der scharfe, schneidende Ton unangenehm berührte. „Ich glaube das nicht, und wenn es absolut Gründe sein müssen, nun, so suche ich sie in der Theilnahme, die das Frauenherz für jeden Unglücklichen empfindet.“

Ein ironisches Lächeln glitt über die Lippen Silberberg's.

„Haben Sie noch nicht daran gedacht, daß ein tieferes Gefühl zu Grunde liegen könnte?“ fragte er.

Der alte Herr sah ihn betroffen an, während der Blick Pauls ernst und forschend auf ihm ruhte.

„Sie sprechen da eine beleidigende Vermuthung aus!“ sagte er.

„Keineswegs,“ erwiderte Silberberg kühl. „Fräulein Elsa hatte in ihrer Besorgniß um den Vater den Buchhalter zu ihrem Vertrauten gemacht, und Schlickum wird als kluger Mann die Gelegenheit wahrgenommen und seinen Vorthail daraus gezogen haben.“

„Worauf wollen Sie diese Behauptung stützen?“ fragte Berninger, aus dessen Augen mühsam verhaltener Zorn leuchtete.

„Auf eine Unterredung, deren Zeuge ich war, ohne es zu wollen!“

„Herr Silberberg!“

„Zürnen Sie mir deshalb nicht; was ich Ihnen gesagt habe, ist die Wahrheit, und ich sage es wahrlich nicht, um einen Makel auf die fleckenlose Ehre der jungen Dame zu



werfen. Ich gestehe mit ehrlicher Offenheit, daß ich Fräulein Elsa liebe, und da muß es mich um so mehr betrüben, daß sie ihre Zuneigung einem Manne schenkt, der eines ehrenrenden Verbrechens angeklagt und überführt ist."

Der alte Herr hatte das Haupt auf den Arm gestützt, seine Brauen waren drohend zusammen gezogen und der harte, scharfe Zug um seinen Mund trat deutlicher hervor.

"Was diese Zuneigung betrifft, so beunruhigt sie mich nicht," erwiderte er, "das Urtheil des Schwurgerichts wird ihr ein Ende machen. Und in Bezug auf Ihre eigenen Hoffnungen kann ich Sie nur an die Antwort erinnern, die mein Bruder Ihnen gegeben hat."

"Sie würden mir dieselbe Antwort geben?" spottete Silberberg. "Ich müßte Sie in diesem Falle doch darauf aufmerksam machen, daß die damaligen Verhältnisse inzwischen sich geändert haben; ich bin nicht mehr der unbemittelte Buchhalter, dem man ungestraft den Stuhl vor die Thüre stellen konnte!"

"Und was sind Sie jetzt?" fragte Berninger gelassen. "Ein Börsenspekulant, der keinen festen Boden unter den Füßen hat und morgen schon ein Bettler sein kann."

"Ja, wenn ich so leichtfertig wäre, wie Ihr Bruder es gewesen ist! Aber wir streiten da um des Kaisers Bart, Herr Berninger," fuhr Silberberg in scherzendem Tone fort, "ich habe noch keinen Antrag gemacht, und wenn ich ihn mache, werden Sie wohl die Entscheidung Ihrer Fräulein Nichts anheimstellen. Inzwischen werden ihr dann auch die Augen über Schlickum geöffnet sein, sie wird die Ueber-

zeugung erlangt haben, daß sie ihr Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt hat."

"Und was gewinnen Sie dadurch?" fragte Berninger spöttisch.

"Vielleicht nichts — ich warte das ab. Aber ehe ich es vergesse, ich wollte noch eine Frage an Sie richten. Ich finde in den Büchern Ihres Bruders Sie mit einer Summe von dreißigtausend Thalern belastet; Sie haben dieses Geld im vorigen Jahre empfangen und zwar durch Vermittelung des Bankhauses Schmidt und Sohn."

Der alte Herr, auf dem der Blick des Sohnes voll ernster Besorgniß ruhte, konnte eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen, jeder Blutstropfen war aus seinen Wangen gewichen und er hatte das Antlitz abgewandt, um dem forschenden Blick Silberberg's auszuweichen.

"Und was weiter?" fragte er mit erzwungener Ruhe.

"Ich möchte darüber um Auskunft bitten."

"Was berechtigt Sie dazu?"

"Das Gericht hat mich mit der einstweiligen Ordnung und Verwaltung der Konkursmasse beauftragt," erwiderte Silberberg, und einem scharfen Ohre konnte die Drohung nicht entgehen, die sich hinter diesem scheinbar gleichgiltigen Tone versteckte.

Dem alten Manne stieg das Blut heiß in die Stirne.

"Es war eine Schuld aus früherer Zeit, die mein Bruder abgetragen hat," sagte er.

Silberberg schloß sein Notizbuch und steckte es in die Tasche.

"Sie werden dafür jedenfalls Dokumente vorlegen können," versetzte er, indem er sich erhob. „Ich für meine

Person habe weiter kein Interesse daran, aber die Gläubiger könnten die Bücher prüfen und Aufschluß verlangen und dann muß ich mich in der Lage befinden, ihre Fragen befriedigend beantworten zu können. Wir werden vielleicht nicht wieder auf diesen Punkt zurückkommen, beunruhigen Sie sich also nicht weiter.“

Damit ging er hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten, und als er draußen auf dem geräumigen Flur an einigen Lehrlingen vorbei schritt, die eifrig beschäftigt waren, Fässer und Ballen zu verwiegen, blickte er sie triumphirend an, als ob er plötzlich das große Loos gewonnen habe.

Er hatte dem Kaufmann eine Waffe gezeigt, die dieser fürchten mußte, nun konnte er ihn getrost darüber nachdenken lassen, was bei einem Kampfe mit diesem gefährlichen Gegner für ihn selbst herauskommen werde.

Berthold Silberberg war in diesem Augenblick außerordentlich mit sich zufrieden, er sah alle Wege, die vor ihm lagen, geebnet, und alle diese Wege mußten zu den Zielen führen, die er sich vorgesteckt hatte. Mit erhobenem Haupte und dem Rächeln stolzen Selbstbewußtseins auf den Lippen trat er in seine Wohnung.

Er schritt an der Glasthüre des Comptoirs vorbei, in dem zwei junge Leute emsig schrieben, und öffnete die Thüre der Wohnstube, die dem Comptoir schräg gegenüber an der anderen Seite des Hauses lag. Die Ausstattung dieses Raumes war einfach aber gediegen, von Pracht und Luxus keine Spur zu entdecken, aber es fehlte darum doch nicht an allen Bequemlichkeiten, mit denen ein vermögender Mann sich umgeben kann.“

Madame Silberberg saß am Fenster in einem Sessel, das scharfe Profil ihres hageren Gesichtes trat durch den helleren Hintergrund deutlicher und schärfer hervor.

„So, jetzt wäre von meiner Seite Alles eingeleitet,“ sagte Silberberg, nachdem er Hut und Stock abgelegt hatte, „warten wir nun ab, was geschehen wird.“

Die grauen Locken der hageren Dame geriethen in Bewegung.

„Welche Pläne verfolgst Du?“ fragte sie. „Sind es Geheimnisse —“

„Durchaus nicht! Ich habe heute ein Gebot auf das Haus Berninger's gemacht.“

„Du?“ erwiderte die Mutter überrascht. „Du willst diesen Palast wirklich kaufen?“

„Mit dem gesammten Inventar!“

„Hast Du die Mittel dazu?“

„Bah, was sind für mich fünfzigtausend Thaler!“ spottete der junge Mann. „Ich habe heute an der Börse einen Gewinn von fünftausend Thaler einkassirt, zehn solcher Gewinne decken den ganzen Kaufpreis.“

„Aber ist das Haus auch so viel werth?“

„Pferde und Equipagen sind ebenfalls einbegriffen und das Mobiliar ist sehr kostbar. Es wäre ein gutes Geschäft, wenn das Gebot angenommen würde, und die Gläubiger werden hoffentlich nicht so thöricht sein, es zurückzuweisen. Ich habe im Interesse und Auftrag der Creditoren die ganze Geschichte taxiren lassen, und mit dem Taxator ließ sich ein vernünftiges Wort reden, er wußte, wo Barthel den Most holt, als ich ihm sagte, ich wolle selbst das Haus kaufen.“

„Aber wenn nun auch ein Anderer darauf bietet?“

„Ein Anderer?“ lachte Silberberg. „Der müßte zuvor gesucht werden! Die reichen Leute haben längst ihre Pa-läste und den Anderen sitzt das Geld nicht mehr so lose wie früher! Und kommt das Haus unter den Hammer, dann werden sich kaum Bieter finden, die fetten Jahre sind vorbei.“

„Wenn Deine Mittel Dir's erlauben, dann bin ich ganz mit Dir einverstanden,“ sagte Madame, das Haupt stolz zurückwerfend, „es ist ein wohlthuedes Gefühl, von denen, die früher mit Geringschätzung auf uns hinab ge-sehen haben, beneidet zu werden. Wir haben lange genug entbehren und entsagen müssen!“

Der junge Mann wanderte langsam auf und nieder.

„Die Ausgaben werden freilich bedeutend wachsen,“ er-wiederte er, „wir müssen Dienerschaft halten, und es wäre möglich, daß wir genöthigt würden, Soirées zu geben, die Stellung, die man einnehmen will, muß man auch aus-füllen.“

„Ich werde die Honneurs machen!“ sagte die Mutter leb-haft, „ich werde die Dame des Hauses mit Stolz und Würde repräsentiren, natürlich erwarte ich, daß Du alsdann in Bezug auf meine Toilette nicht mehr so geizig bist!“

„Geiz kannst Du mir nicht zum Vorwurfe machen; ich bin nur übertriebenen Anforderungen entgegen getreten. Wenn eine alte Frau sich wie ein junges Mädchen kleiden will —“

„Berthold!“

„Ist es nicht die Wahrheit? Ich halte Dir den Spiegel

in Deinem eigenen Interesse vor, Du weißt wahrscheinlich selbst nicht, wie sehr Du durch Deine jugendliche Toilette den Spott herausforderst. Ueber das Geld, was dieser Flittertand kostet, würde ich kein Wort verlieren, wenn —“

„Ich muß selbst am besten wissen, wie ich mich kleiden soll und darf,“ unterbrach Madame ihn trotzig, „Du hast keinen Geschmack und kannst überhaupt darüber nicht urtheilen. Und es ist sehr unrecht von Dir, daß Du Deiner Mutter die nöthigen Mittel verweigerst —“

„Lassen wir das! Dieses Thema ist so oft zur Sprache gekommen, daß schwerlich noch etwas Neues vorgebracht werden kann. Und was die Repräsentation meines Hauses betrifft, so wird diese in erster Reihe meiner Gattin zukommen.“

„Hm, doch wohl erst dann, wenn Du eine Gattin hast!“

„Gegen diese Bemerkung läßt sich natürlich nichts einwenden,“ spottete Silberberg, „aber Du wirst auch zugeben, daß es für mich Kinderpiel ist, eine Gattin zu finden.“

„Wenn Du die erste Beste nehmen willst —“

„Ich denke nicht daran, nur Elsa Berninger kann meine Gemahlin werden.“

Die Locken geriethen in stürmische Bewegung.

„Willst Du noch einmal Dir einen Korb holen?“ fragte die hagere Frau.

„Daran ist nicht zu denken! Den Commis konnte man damals zurückweisen, aber dem Bankier zeigt man so rasch doch nicht die Thüre. Elsa Berninger hängt von der Gnade

ihrer Verwandten ab, sie muß dem Manne dankbar sein, der ihr die Hand bietet, sie aus dieser abhängigen und drückenden Stellung zu befreien.“

„Sie könnte noch ebenso stolz sein wie früher!“

„Das wäre lächerlich.“

„Sie wird Dich nicht fragen, wie Du darüber urtheilst, und wenn sie Dir antwortet, daß sie in Deiner Werbung eine Beleidigung sehe, so hast Du kaum ein Recht, Gründe dafür zu fordern.“

Silberberg zuckte die Achseln und nahm die unterbrochene Wanderung wieder auf.

„Du ergehst Dich da in Vermuthungen, die jeder Begründung entbehren,“ sagte er, „wie könnte Elsa in meiner Werbung eine Beleidigung erblicken! Sie muß mir dankbar dafür sein, daß ich die Ehre ihres Vaters zu retten suche und daß ich sie in die Prunkgemächer ihres Vaterhauses zurückführen will.“

„Gerade das könnte ihren Stolz beleidigen!“

„Bah, die jungen Mädchen denken in diesem Punkte doch anders und das Fräulein wird nicht wagen, meinen Haß herauszufordern, ich könnte ihr in diesem Falle manche böse Stunde bereiten.“

„Mit Drohungen —“

„Ich denke nicht daran, einer Dame zu drohen, ich sage das nur Dir und ich erwarte, daß Du keinen Gebrauch davon machen wirst.“

„Fräulein Berninger wohnt also jetzt bei ihren Verwandten?“

„Ja.“

„Dann könnte ihr Onkel Dir eine ablehnende Antwort geben, wie es dazumal ihr Vater gethan hat.“

Ein heiseres Lachen entrang sich den Rippen des jungen Mannes, er mochte in diesem Augenblicke sich der Worte erinnern, die Gottfried Berninger ihm gesagt hatte.

„Er wagt das nicht,“ erwiderte er.

„Er wagt es nicht?“ wiederholte Madame Silberberg betroffen. „Du sagst das mit solcher Zuversicht —“

„Weil ich meiner Sache sicher bin!“ unterbrach er sie mit zischender Stimme. „Er weiß, daß ich ihn ruiniren kann.“

„Ach was, das sind Redensarten!“

„Kannst Du mir beweisen, daß ich jemals mit Phrasen um mich geworfen habe? Ich überlege meine Worte, ehe ich sie ausspreche, und was ich sage, das hat Hand und Fuß. Wer mit leeren Drohungen die Leute einzuschüchtern sucht, macht sich selbst lächerlich, an dieser Klippe werde ich niemals scheitern.“

„Und wie wolltest Du ihn ruiniren?“

„Das ist mein Geheimniß!“

„Durch Verleumdung und —“

„Ich kämpfe nur mit ehrlichen Waffen und verfolge mein Ziel auf geraden Wegen, dabei kommt man selbst am besten fort.“

„Und trotz alledem kann ich Deine Wahl nicht billigen,“ sagte die Mutter, abermals die grauen Locken schüttelnd. „Abgesehen von dem Hochmuth des verwöhnten Mädchens ist Elsa Berninger auch arm und Du kannst eine reiche Parthie machen, wenn Du ernstlich darauf ausgehst.“



„Ich habe selbst Geld genug!“

„Genug kann man nie haben und es ist für alle Fälle gut, wenn man einen reichen Schwiegervater im Rücken hat. Man weiß ja nie voraus, wie es kommen wird; Du kannst Unglück haben und Dein ganzes Vermögen verlieren —“

„Bah, dazu bin ich zu schlau!“

„Die Schlaunen rennen mitunter blindlings in ihr Verderben, Dir könnte das auch passiren, Berthold. Ich wüßte eine bessere Parthie für Dich.“

„Welche?“

„Fräulein Weinheim!“

„Kenne ich nicht.“

„Melanie Weinheim, ein schöner Name, nicht wahr? Und das Mädchen ist eine blendende Schönheit, dabei einfach erzogen, häuslich und anspruchlos.“

„Mag sein, ich interessire mich nicht für sie.“

„Ihr Vater ist sehr reich —“

„Ist es der Pfandleiher Weinheim?“

„Jatwohl.“

„Und wie kommst Du zu der Bekanntschaft mit dieser Familie?“ fragte Silberberg scharf.

„Die hagere Frau zögerte einige Sekunden, die Frage setzte sie in Verlegenheit und es war nur gut, daß die Dunkelheit ihrem Sohne nicht erlaubte, den wechselnden Ausdruck ihrer Züge zu beobachten.“

„Ich kenne die Familie schon lange,“ sagte sie, „mit der Mutter Melanie's war ich befreundet.“

„Davon habe ich früher nie etwas erfahren!“

„Du warst noch ein Kind; später, nach dem Tode der Mutter, wurde der Verkehr abgebrochen.“

„Und jetzt hast Du ihn wieder aufgenommen?“

„In Deinem Interesse, Berthold!“

„Du hättest mich zuvor fragen sollen, dann würdest Du Dir die Mühe erspart haben. Begreifst Du denn nicht, daß mein Stolz und meine Ehre mir gebieten, die Hand der Dame zu erringen, die damals mich zurückgewiesen hat? Erreiche ich dieses Ziel, so ist es für mich eine Genugthuung und für Elsa eine Demüthigung, und diese Demüthigung bürgt mir dafür, daß in meinem Hause nur mein Wille gelten wird!“

„Du willst keinen Rath annehmen, so kann ich Dir auch nicht helfen,“ seufzte Madame Silberberg, der diese Ohnmacht außerordentlichen Kummer zu bereiten schien.

Der junge Mann lachte hell auf.

„Im Gegentheil, ich erwarte sogar von Dir, daß Du mir hilfst,“ sagte er, „natürlich, so weit dies in Deiner Macht liegt! Von Deinen Toilettethorheiten abgesehen, bist Du eine kluge Frau, Du wirst es schon fertig bringen, meinen Wunsch zu erfüllen und mir den Weg zu ebnen.“

„Du verlangst sehr viel! Gegen meine Ueberzeugung —“

„Das ist Unsinn, Mutter! Was Du Ueberzeugung nennst, ist weiter nichts als ein thörichtes Vorurtheil. Kennst Du Frau Berninger?“

„Nein.“

„Auch nicht die Tochter Gottfried Berninger's?“

„Auch sie nicht.“

„Dann mußt Du darüber nachdenken, wie Du die An-

näherung ermöglichen und Dich mit ihnen befreunden kannst.“

„Und weshalb das?“

„Einestheils, um Elsa zu isoliren, damit sie das Drückende ihrer Lage in seiner ganzen Schwere empfindet, anderntheils, um meine Person, meinen Charakter und mein Vermögen in das glänzendste Licht zu stellen. Wir reden darüber später, Mutter, Sorge nur vorab dafür, daß die freundschaftlichen Beziehungen recht bald angeknüpft werden.“

„Dein Entschluß ist also unerschütterlich?“

„Du weißt, daß ich niemals einen Entschluß aufgebe, so lange man mich nicht von seiner Unausführbarkeit überzeugen kann.“

„So will ich Dir wünschen —“

„Lassen wir das! Fest und unverrückt das Ziel im Auge behalten, das ist die Hauptsache, mit Wünschen und Hoffen erreicht man nichts. Sei also so gut und denke über die Sache nach, Du wirst gewiß einen Weg finden, der in die Familienräume Berninger's führt.“

Madame Silberberg blickte eine geraume Weile schweigend auf die Thüre, hinter der ihr Sohn verschwunden war, dann erhob sie sich seufzend, um die Lampe anzuzünden.

### 13. Das Bündniß.

Gottfried Berninger hatte die versteckte Drohung Silberberg's wohl verstanden, er machte seinem Zorne über diese Unverschämtheit in derben Worten Luft, mußte aber zuletzt doch eingestehen, daß diese Drohung ihm ernste Besorgniß einflößte.

„Da wird denn wohl nichts Anderes übrig bleiben, als seiner Werbung um die Hand Elsa's nicht nur nichts in den Weg zu legen, sondern auch noch sie zu begünstigen!“ sagte er. „Ich kann nicht beweisen, daß jene Dreißigtausend aus einer alten Schuld herrühren, und an eine Schenkung werden die Kreditoren nicht glauben. Na, wir wollen's abwarten und ich denke, Silberberg besinnt sich doch, ehe er zum Angriffe übergeht.“

Paul schwieg, er blickte tiefer wie sein Vater, und hatte bereits einen Plan entworfen, auf den er große Hoffnungen baute. Sobald er seine Arbeit beendet hatte, ging er in's Familienzimmer; er wußte, daß er Elsa allein finden würde, seine Mutter und Frida waren von einer befreundeten Familie zum Thee eingeladen und hatten die Einladung angenommen.

Elsa saß an dem runden Tische und beschäftigte sich mit einer Handarbeit, sie blickte erstaunt auf, als Paul neben ihr Platz nahm; Gottfried Berninger und Edhne pflegten in der Regel die Stunden zwischen dem Geschäftschluß und dem Nachteffen in einer Restauration zu verbringen.

„Silberberg war am Abend bei uns,“ sagte Paul, „das Geschäft, welches er uns anbot und mit uns abschloß, war offenbar nur ein Vorwand.“

Die dunklen Augen Elsa's sahen ihn erwartungsvoll an, ein dunkler Schatten glitt über ihre Stirne.

„Und was war der wahre Grund seines Kommens?“ fragte sie.

„Kannst Du es nicht errathen?“

„Nein. Wenn ich auch keine Zuneigung zu diesem

Manne fühle, so möchte ich doch nicht die Achtung vor ihm verlieren, denn die Ehre meines unglücklichen Vaters ruht in seinen Händen."

"Und wenn er diese Ehre rettete und zum Danke dafür Deine Hand forderte, würdest Du ihm diesen Lohn bewilligen?"

"Hat er ihn schon gefordert?" fragte Elsa erbleichend.

"Noch nicht, aber aus seinen Andeutungen glaube ich schließen zu dürfen, daß er ihn beansprucht."

"So würde er sich noch einmal der Verlegenheit aussetzen, einen Korb in Empfang nehmen zu müssen," sagte Elsa und die Gluth der Entrüstung blickte aus ihren Augen. "Es geschah nicht mit meinem Wissen und Willen, als mein Vater ihn damals so schroff zurückwies, ich würde ihm seine Armuth und seine Stellung nicht vorgeworfen haben, im Uebrigen aber hätte er von mir dieselbe Antwort erhalten. Er weiß das, wenn ich es ihm auch nicht gesagt habe, und wenn er nun glaubt, das Unglück müsse mich zwingen, seinen wiederholten Antrag mit Dank anzunehmen, so liegt darin eine Beleidigung, für die ich keine Worte finde!"

"Weil Du einen Andern liebst," erwiderte Paul ruhig.

Elsa beugte das Haupt tiefer auf ihre Arbeit nieder, ein bitterer Zug umzuckte die fest auf einander gepreßten Lippen.

"Du darfst offen gegen mich sein," fuhr er fort, "die verletzenden Bemerkungen Frida's hast Du von mir nicht zu erwarten, im Gegentheil, von meiner innigsten und herzlichsten Theilnahme darfst Du überzeugt sein."

Der bittere Zug trat nur noch schärfer hervor, indeß Elsa zweifelnd das Haupt wiegte.

„Der Versuch, einen Mann zu vertheidigen, der eines entehrenden Verbrechens beschuldigt und, wie man behauptet, schon überführt ist, muß ja den Spott herausfordern,“ sagte sie, „ich finde das erklärlich und habe kein Recht, mich zu beklagen.“

„Sei nicht so bitter, Elsa!“

„Bin ich es? Ich hätte wohl ein Recht, es zu sein, aber ich hadere nicht mit dem Schicksal.“

Paul legte leise seine Hand auf den Arm des schönen Mädchens und sah ihr ernst in die dunklen Augen.

„Es nützt auch nichts, ob man mit dem Schicksal hadert,“ sagte er, „man martert dadurch nur sich selbst, ohne etwas zu ändern. Aber kühn und trotzig soll man ihm die Stirne bieten und nicht sklavisch sich beugen, mag der Kampf auch hart und schwer sein, er muß durchgeführt werden.“

„Und wie könnte ich diesen Kampf unternehmen? Ich bin ein schwaches Weib und kein Freund steht mir zur Seite, selbst mein Bruder nennt meinen Glauben an die Schuldlosigkeit jenes Unglücklichen eine kindische Thorheit.“

„Und wenn ich nun Dir meine Hilfe anböte, würdest Du sie zurückweisen?“ fragte Paul.

„Du?“ erwiderte Elsa überrascht. „Eine augenblickliche Regung des Mitleids mag Dich dazu bewegen, aber Dein Muth würde bald erlahmen —“

„Nicht doch, was ich thue, das thue ich ganz! Schließen wir ein Bündniß, Elsa; was ich für Dich thue, das wird Deine Freundschaft mir vergelten.“

Er bot ihr die Hand, freudig leuchtete es in ihren Augen auf, als sie ihre kleine zarte Hand hinein legte.

„Ich danke Dir,“ sagte sie mit leise zitternder Stimme, „Du übernimmst eine große und schwere Aufgabe, wenn Du für mich in diesen Kampf eintreten willst —“

„Ich werde meine ganze Kraft daran setzen, sie zu lösen!“

„Sei es denn! Aber es muß verschwiegen bleiben, Paul, ich könnte den Spott und den Hohn nicht ertragen —“

„Niemand soll etwas davon erfahren.“

„Noch eine Frage, Paul! Du warst in den letzten Tagen so schweigsam und innerlich erregt, drückt auch Deine Seele ein Geheimniß, das Du Anderen nicht anvertrauen darfst?“

„Ja, auch ich liebe,“ erwiderte der junge Mann, „und ist auch meine Liebe nicht so hoffnungslos, wie Deine, so thürmen doch auch vor mir sich Schwierigkeiten auf, zu deren Beseitigung ich der Freundeshilfe bedarf.“

„Ich biete sie Dir an!“

„Und ich nehme dieses Anerbieten mit Dank an! Und nun zur Sache, Elsa! Du liebst den Buchhalter —“

„Daß ich ihn liebe, ist mir erst dann klar geworden, als diese furchtbare Anklage gegen ihn erhoben wurde. Er kann das Verbrechen nicht begangen haben, er darf nicht verurtheilt werden —“

„Der Hauptbeweis gegen ihn ist das Portefeuille, das in seiner Wohnung gefunden wurde,“ unterbrach Paul das erregte Mädchen. „Es steht fest, daß dieses Portefeuille das Eigenthum Deines Vaters gewesen ist —“

„In seiner Wohnung wurde es nicht gefunden!“

„Aber in dem Hause, in welchem er wohnt.“

„Kann nicht ein Anderer es dort versteckt haben?“

„Und wie sollte dieser Andere in den Besitz desselben gekommen sein?“

„Auch dafür gibt es eine Erklärung, wenn man nur alle Möglichkeiten gelten lassen will,“ erwiderte Elsa, deren Wangen die Aufregung höher färbte. „Ist es nicht möglich, daß die Leiche meines Vaters beraubt wurde? Schon vor einiger Zeit wurde sein Paletot einem Pfandleiher gebracht, man hat die Frau, die ihn brachte, bis heute noch nicht ermittelt, und es scheint fast, als ob man keinen Werth darauf lege. Nun, wer den Paletot geraubt hat, der kann auch sich des Portefeuilles bemächtigt haben. Vielleicht haben mehrere Personen sich in den Raub getheilt, und weshalb sollte es nicht möglich sein, daß eine dieser Personen in demselben Hause wohnt, in welchem der Angeklagte wohnte?“

Paul wiegte gedankenvoll das Haupt.

„Möglich ist das allerdings,“ sagte er, „aber ich fürchte, der Richter wird diese Möglichkeit nicht gelten lassen.“

„Er muß sie gelten lassen! Er muß die Untersuchung unparteiisch führen, sonst ist er kein gerechter Richter. Nehmen wir an, die Leiche meines Vaters sei an einer einsamen Stelle gelandet, gewissenlose Menschen haben sie gefunden, beraubt und entweder in den Fluß zurückgestoßen oder verscharrt; — ist denn das so ganz und gar unwahrscheinlich?“

„Nein, Elsa, aber —“



„Hätte man daran nicht sofort denken müssen, als der Paletot meines Vaters zum Vorschein kam?“

„Es wird behauptet, der Paletot habe lose um die Schultern Deines Vaters gehangen —“

„Gut, kann ich nicht mit demselben Recht behaupten, das Portefeuille sei bei dem Sprunge in den Fluß aus der Tasche herausgefallen? Lassen wir eine Möglichkeit gelten, so müssen wir auch der anderen eine Berechtigung einräumen. Will man das nicht, so soll man beweisen, daß Schlickum das Portefeuille unter den Stein gelegt hat! Die Anklage gegen ihn stützt sich ja auch nur auf Vermuthungen, deren Wahrheit nicht bewiesen werden kann.“

„Und wie urtheilst Du über das Verschwinden der Werthpapiere aus dem Depositenschrank?“ fragte Paul.

„Sind sie wirklich verschwunden?“ erwiderte Elsa.  
 „Haben diese Papiere in der That in jenem Schrank gelegen? Hat man sie im Besitz des Angeklagten gefunden? Wenn er das Verbrechen begangen hätte, so würde er keine Zeit gefunden haben, die Papiere so sorgfältig zu verbergen, denn gleich nach der angeblichen Verabung des Depositen-schranks fand Silberberg sich ein.“

„Daß die Papiere vorhanden gewesen und verschwunden sind, soll unumstößlich bewiesen sein!“

„So hat ein Anderer sie gestohlen!“

„Aber Schlickum besaß allein die Schlüssel zu dem Schrank!“

„Es waren zwei Exemplare dieser Schlüssel vorhanden.“

„Das andere Exemplar soll Dein Vater mitgenommen haben.“

In den Augen Elsa's flammte es zornig auf.

„Abermals eine Vermuthung, auf die man eine so furchtbare Anklage mit unverantwortlicher Leichtfertigkeit stützt!“ erwiderte sie. „Er soll sie mitgenommen haben — damit begnügt man sich! Ob er sie wirklich mitgenommen oder zurückgelassen hat, wird gar nicht untersucht, die Ansicht des Richters ist hier allein maßgebend. Ein Anderer kann diese Schlüssel gefunden und benutzt haben, aber weshalb lange nach diesem Anderen suchen, da man ja einen Missethäter gefunden hat, dem man die ganze Schuld aufbürden kann!“

„So ungerecht ist kein Richter!“

„Ungerecht? Der Untersuchungsrichter findet darin keine Ungerechtigkeit, er bildet sich sein Urtheil nach den vorhandenen Scheinbeweisen und denkt nicht daran, daß alle diese Beweise trügen können. Wie er sich auf Grund seiner Erfahrungen und seiner Menschenkenntniß die Sache zurechtlegt, so liegt sie, und in der Entrüstung des schuldlos Angeklagten erblickt er nur den Troß des verstockten Verbrechers. Kommt dann später durch einen Zufall die Wahrheit an den Tag, nun, dann hat er sich geirrt, und Irren ist ja menschlich! Den Verurtheilten aber entschädigt Niemand für die schrecklichen Folgen dieses Irrthums, mag sein Lebensglück dadurch vernichtet, seine Gesundheit zerrüttet sein, Niemand kümmert sich darum.“

Elsa hatte ihre Ansichten über das Verbrechen mit solcher überzeugenden Sicherheit geäußert, daß Paul sich dem Eindruck, den ihre Worte auf ihn machten, nicht verschließen konnte.

Es lag allerdings viel Wahrscheinliches in ihren Behauptungen, aber man durfte daneben auch nicht vergessen, daß sie einer leidenschaftlichen subjektiven Anschauung entsprangen.

„Und gesetzt, mein Vater habe in der That die Schlüssel mitgenommen,“ nahm Elsa nach einer Weile wieder das Wort, „muß der, welcher ihm das Portefeuille geraubt hat, nicht auch diese Schlüssel gefunden haben?“

„Gewiß, aber es läßt sich nur sehr schwer annehmen, daß er sie auch benützt haben soll.“

„Im Gegentheil, ich finde das sogar sehr wahrscheinlich. Die Form der Schlüssel mußte ja dem Betreffenden ihren Zweck sofort verrathen, weshalb sollte er nicht den Versuch machen, sie zu benützen? Daniel behauptet, die Hausthüre sei selten oder nie verriegelt gewesen, es war also nicht schwierig, in unser Haus zu gelangen —“

„Ein gewöhnlicher Dieb würde den Depositenschrank vollständig geleert haben!“ warf Paul ein.

„Wer weiß, welche Gründe ihn davon zurückgehalten haben! Vielleicht ist er gestört worden oder hat in der Hast die übrigen Werthpapiere übersehen?“

„So müßte also dieser Andere gesucht werden,“ sagte Paul gedankenvoll, „das wäre nach der Ansicht, die Du Dir gebildet hast, das Erste und Nothwendigste.“

„Und ich wiederhole, es ist eine schwer zu lösende Aufgabe!“

„Kann sie überhaupt gelöst werden, so sollen die Schwierigkeiten mich nicht zurückschrecken.“

„In jenem Hause, in welchem das Portefeuille gefun-

den wurde, müßten die Nachforschungen beginnen," erwiderte Elsa, „wer dort das Portefeuille versteckt hat, der hat nach meiner Ueberzeugung auch das zweite Verbrechen begangen. Sodann müßte einem tüchtigen Advokaten die Vertheidigung des Angeklagten übertragen werden, willst Du auch dafür Sorge tragen?“

„Sehr gerne.“

„Ich danke Dir. Natürlich werde ich Deine Bemühungen unterstützen, wo ich es vermag, ich stehe jederzeit zu Deiner Verfügung, wenn Du meiner Hilfe bedarfst. In Bezug auf die Kosten werde ich Dir alle Auslagen ersetzen, ich verkaufe meinen Schmuck —“

„Nicht doch, Elsa," unterbrach der junge Mann sie rasch. „Diese Auslagen werden so bedeutend nicht sein, und Du würdest mich beleidigen, wenn Du mir nicht erlauben wolltest, das kleine Opfer für Dich zu bringen.“

„Du hast ein gutes Herz," erwiderte das Mädchen bewegt, und ein dankbarer Blick traf ihn aus ihren Augen, „wie kann ich Dir danken für Deine Güte?“

„Dadurch, daß Du mir hilfst, den Weg zu ebnen, der mich zu einem heißersehnten Ziele führen soll. Ich will Dir die Sachlage mit kurzen Worten erklären. Ich liebe ein schönes, tugendhaftes Mädchen, und mein Vater, dem ich mich anvertraut habe, findet gegen meine Wahl nichts einzuwenden. Der Vater meiner Geliebten erhebt ebenfalls keinen Einwurf gegen meine Person, aber er verlangt, daß ich ihm sichere Garantien für die Zukunft bieten soll. Dagegen läßt sich nicht streiten, und mein Vater ist bereit, mir die Rechte und den Geschäftsantheil eines Associé's zu

bewilligen, aber der Andere fordert mehr, er verlangt die Vorlage unserer Geschäftsbücher, und dazu wird mein Vater sich nun und nimmermehr entschließen. Ich kann diese Weigerung ihm nicht übel nehmen, kein Kaufmann wird einen Andern in seine Geschäftsbücher blicken lassen! Von dieser Bedingung aber will der Vater meiner Geliebten nicht absehen, und schlimmer als das, verweigert er mir jede Zusammenkunft mit seiner Tochter, die er wie eine Gefangene hütet. Ich habe zweimal an sie geschrieben, beide Briefe sind in die Hände des Vaters gefallen, sie weiß vielleicht nicht einmal, wie treu und innig ich sie liebe und welche unerfüllbaren Bedingungen mir gestellt sind. Wenn ich nur wüßte, daß sie ausharren will, so würde ich ruhig sein und —“

„Ich verstehe,“ fiel Elsa ihm lebhaft in's Wort, „Du wünschest meine Vermittelung.“

„Wenn Du es übernehmen wolltest —“

„Kann ich es, so wäre es undankbar, wollte ich es Dir verweigern. Wer ist die junge Dame?“

„Melanie Weinheim.“

„Ah — meine Schulfreundin!“

„Wäre es möglich?“ fragte Paul freudig überrascht.

Elsa nickte bejahend.

„Wir saßen in der höheren Töchterschule lange Jahre hindurch auf derselben Bank,“ sagte sie, „und manchen übermüthigen Streich haben wir mitsammen ausgeführt. Es lag in ihrem Wesen etwas Gedrücktes, und die Töchter der Vornehmen zogen sich in auffallender Weise von ihr zurück, weil ihr Vater ein Pfandleiher war.“

„Der alte Weinheim ist ein Ehrenmann!“

„Ich bezweifle das ja nicht, und Manche, die damals mit Geringschätzung auf Melanie hinabblickten, mögen jetzt wohl anders denken, viele von ihnen sind durch die Verhältnisse gezwungen worden, ein Unterkommen bei fremden Leuten zu suchen.“

„Und Du hast treu zu Melanie gehalten?“ fragte Paul erwartungsvoll.

„Gewiß. Ich stand nicht höher wie sie und habe mich niemals über Andere überhoben. Ihr sanfter Charakter sagte mir zu, wir harmonirten in unseren Anschauungen und hielten treu zusammen, mochten auch Andere die Nase darüber rümpfen. An Verleumdungen und Versuchen, uns zu trennen, hat es nicht gefehlt, aber was kümmerte uns das Urtheil Anderer! Ich bin einige Mal in ihrem Hause gewesen, und sie hat mich auch besucht, aber im Großen und Ganzen blieb es doch nur eine oberflächliche Freundschaft, wie sie auf der Schulbank geschlossen und später wieder vergessen wird. Wir sind dann später auch aus einander gekommen und der Freundschaftsbund wurde wohl deshalb nicht wieder erneuert, weil sich keine Gelegenheit dazu bot.“

„Und glaubst Du ihn jetzt noch erneuern zu können?“

„Man kann, was man will. Wenn Melanie dieselbe geblieben ist, wird sie meine Hand nicht zurückstoßen —“

„Im Gegentheil, sie wird Dir dankbar sein, daß Du sie ihr bietest.“

„Bist Du davon so fest überzeugt?“ fragte Elsa zweifelnd.

„Ich sagte Dir schon, Melanie werde von ihrem Vater mit Argusaugen gehütet, sie verläßt selten das Haus, die Einsamkeit muß ihr drückend sein —“

„Wir werden sehen! Ich schreibe ihr und lade sie zu einer Zusammenkunft hier oder an einem anderen Orte ein. Kommt sie, so ist das Eis gebrochen —“

„Und fällt Dein Brief ihrem Vater in die Hände, so wird sie nicht kommen. Dein Name wird dem alten Manne Mißtrauen einflößen.“

„Ich brauche den Brief nur mit meinem Vornamen zu unterzeichnen, Melanie wird sofort erkennen, von wem er kommt. Und wenn ich keine Antwort erhalte, so dringe ich in ihr Gefängniß ein, die Freundschaft gibt mir ja das Recht dazu!“

„Es wird Dir gelingen,“ sagte Paul erfreut, „und Deiner Liebenswürdigkeit wird selbst der alte Murrkopf nicht widerstehen können. Wenn Melanie weiß, wie innig ich sie liebe und wie treu ich an dieser Liebe festhalte, dann wird auch sie ausharren, bis es mir gelungen ist, die Bedingungen ihres Vaters zu erfüllen.“

„Das kannst Du nun ruhig mir überlassen,“ erwiderte Elsa, „vorab muß ich mir die Ueberzeugung verschaffen, ob Deine Liebe Erwiederung findet, wovon Du ja bis jetzt noch keine Beweise hast.“

Paul hatte sich erhoben, er nahm mit einem warmen Händedruck von dem Mädchen Abschied und verließ das Haus.

Die Schwierigkeiten der Aufgabe, die Elsa ihm übertragen hatte, schreckten ihn nicht zurück, er wollte ihrer

Lösung seine volle Kraft widmen, wenn er auch selbst sich sagen mußte, daß die Hoffnung auf ein günstiges Resultat sehr fraglich sei.

Wenn Elsa behauptete, die Anklage gegen Schlicum stütze sich nur auf Vermuthungen, so lagen ihren Behauptungen ebenfalls nur Vermuthungen zu Grunde.

Was sie auch sagen mochte, für jeden Anderen als für sie waren die Beweise, die gegen den Angeklagten vorlagen, überzeugend, und außer ihr zweifelte gewiß Niemand daran, daß er die That begangen habe.

Und dennoch hatte die überzeugende Macht ihrer Liebe auch seinem bisherigen Urtheil einen gewaltigen Stoß gegeben, auch er zweifelte jetzt an der Schuld Schlicum's, und er wollte Alles aufbieten, jenen Unbekannten zu suchen, der nach der Ueberzeugung Elsa's die That verübt haben sollte.

Sein erster Gang galt den Angehörigen des Buchhalters, er wollte sich überzeugen, in welchen Verhältnissen der Letztere gelebt hatte, er hoffte über diesen Punkt durch persönliche Anschauungen in der Wohnung Schlicum's Gewißheit zu erhalten.

So trat er denn in das sehr einfach und bescheiden ausgestattete Wohnzimmer, in welchem er Mutter und Schwester des Verhafteten fand.

Ein freundlicher Empfang wurde ihm nicht zu Theil. Der Name Berninger schien hier verhaßt zu sein, denn als er ihn nannte, bemerkte er, wie das Gesicht der jungen Wittve sich noch finsterner umwölkte.

„Ich komme nicht als Feind Ihres Sohnes,“ wandte



er sich zu der alten Frau, die ihn mißtrauisch anblickte, „im Gegentheil, ich suche die volle Wahrheit zu ermitteln und hege dabei den Wunsch und die Hoffnung, daß die Schuldblosigkeit des Angeklagten an den Tag kommen möge.“

„Geben Sie sich keine Mühe,“ erwiderte Susanne bitter, „wir sind einmal dazu ausersehen, vom Unglück verfolgt zu werden, so lange wir leben, und gegen das Unglück kann Niemand ankämpfen.“

Die alte Frau nickte zustimmend und schwieg.

„Wenn man die Hände in den Schoß legen will und nicht den Muth finden kann, dem Schicksal die Stirne zu bieten, dann allerdings darf man sich über die Unbill des Geschicks nicht beschweren,“ fuhr Paul fort. „Glauben Sie an die Schuld Ihres Bruders —“

„Nimmermehr!“ unterbrach Susanne ihn auffahrend. „Er ist so schuldlos wie ein neugeborenes Kind, aber was hilft ihm das! Alle Beweise zeugen gegen ihn, und auf Grund dieser Beweise werden die Richter ihn verurtheilen.“

„Man muß die Beweise zu entkräften suchen!“

„Können Sie das?“

„Sie hören ja, daß ich es versuchen will. Den Hauptbeweis bildet das Portefeuille, das hier im Hofe gefunden worden ist, wie denken Sie darüber?“

„Daß ein Anderer es dahin gelegt hat,“ sagte die alte Frau.

„Wohlan, nehmen wir dies an, so ergibt sich daraus, daß der Andere hier im Hause wohnen muß. Wollen Sie mir nun die Einwohner nennen —“

„Der Mann kann auch in einem Nachbarhause wohnen,“

fiel Susanne ihm in's Wort, „die Höfe sind nur durch einen morschen, halbverfallenen Zaun getrennt.“

„Beschäftigen wir uns zuerst mit den Bewohnern dieses Hauses! Unten im Erdgeschoß wohnt ein Hausfrevler, nicht wahr?“

„Thomas Ball,“ nickte Susanne, „er will sein Geschäft aufgeben und das Haus verkaufen.“

„Aus welchen Gründen?“

„Er ist alt geworden und hat wahrscheinlich genug verdient.“

„Hat er Familie?“

„Nein.“

„Dienstboten?“

„Auch nicht, er lebt in seiner schmutzigen Höhle ganz allein, wenn er ausgeht, schließt er die Thüren zu.“

„Und wer wohnt weiter in dem Hause?“

„Oben unter dem Dach ein Flickschneider mit seiner Frau und zwei unerwachsenen Söhnen, er verdient kaum das trockene Brod, die Frau ist Wäscherin, sie plagt sich ehrlich, aber die Leute kommen zu nichts.“

„Sind das die Eintwohner alle?“

„Ja.“

„Und welche Leute wohnen in den Nachbarhäusern?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte die junge Frau, „wir haben uns nie darum gekümmert.“

„Wissen Sie auch nicht, ob sich ein verdächtiges Individuum darunter befindet?“

„Wie sollte ich das wissen? Ich kenne die Leute nicht.“

„So werden Sie sich erkundigen,“ sagte Paul in einem

so festen und entschiedenen Tone, daß die beiden Frauen ihn betroffen anblickten. „Sie werden es natürlich in einer Weise thun, die keinen Argwohn wecken kann, aber nichtsdestoweniger muß es so gründlich wie nur möglich geschehen.“

„Und was glauben Sie dadurch zu erreichen?“ fragte Susanne spöttisch.

„Vielleicht Alles, vielleicht auch nichts!“ erwiderte er achselzuckend. „Sie sagen, Ihr Bruder könne das Portfeuille nicht versteckt haben, ein Anderer habe es gethan, da müßten Sie doch selbst es für Ihre Pflicht halten, diesem Anderen nachzuforschen.“

„Ich sage Ihnen ja, das Unglück —“

„Das ist thörichtes Zeug! Entweder unterstützen Sie mich in meinen Bemühungen, oder ich —“

„Der Herr hat Recht,“ nahm die alte Frau das Wort, „was wir Beide für Bernhard thun können, das muß geschehen. Ich werde mich erkundigen, Sie sollen Alles erfahren, was Sie wissen wollen.“

„Und vor allen Dingen fordere ich Verschwiegenheit! Wenn die Leute erfahren, daß Ihr Sohn Freunde hat, die das dunkle Räthsel zu lösen suchen, so wird der Schuldige entweder sich aus dem Staube machen, oder meine Bemühungen durchkreuzen, und dann erreichen wir gar nichts.“

„Ich kann schweigen,“ sagte Susanne mürrisch, „ich habe kein Bedürfniß, mit anderen Leuten zu reden und mich von ihnen langweilen zu lassen. Was hilft das Alles! Sie verurtheilen ihn doch, und wir kommen in's Armenhaus.“

Paul zog die Stirne in Falten; dieser Fatalismus, dem er keine Berechtigung zuerkennen konnte, empörte ihn um so tiefer, wenn er daneben der Zuversicht Elsa's gedachte.

„Wenn Sie auch selbst keine Hoffnung hegen, so sollten Sie doch Ihrer Frau Mutter sie bewahren,“ sagte er vorwurfsvoll, „Sie laden eine schwere Verantwortung auf sich, wenn Sie der alten Dame den letzten Anker rauben. Sind Sie überzeugt von der Schuldlosigkeit Ihres unglücklichen Bruders, dann müssen Sie auch hoffen und dafür wirken, daß seine Unschuld an den Tag kommt, das Eine ist ohne das Andere nach meinem Dafürhalten nicht denkbar.“

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck nicht. Susanne schlug vor dem zürnenden Blick des jungen Mannes die Augen nieder und eine jähe Röthe übergieß ihre Wangen.

„Sie wissen nicht, was ich durchgemacht habe,“ erwiderte sie, „wie oft und wie bitter meine Hoffnungen getäuscht worden sind.“

„So dürfen Sie doch nicht Andere entgelten lassen, was Ihnen die Ungunst des Schicksals aufbürdete. Als das Unglück über Sie hereinbrach, öffnete Ihr Bruder Ihnen die Arme, und nun er im Unglück ist, wollen Sie die Hände in den Schoß legen und —“

„Nein, das will ich nicht!“

„So beweisen Sie es.“

„Was soll ich thun?“

„Sie haben es gehört, ich wünsche über alle Bewohner der Nachbarhäuser eine möglichst genaue Auskunft zu erhalten, und daneben fordere ich die strengste Verschwiegenheit.“

„Ich werde morgen damit beginnen, da es für heute schon zu spät geworden ist.“

„Gut, nun bitte ich Sie, mir noch einige Fragen zu beantworten. Hatte Ihr Bruder irgend eine böse Leidenschaft?“

„Nein,“ antwortete die alte Frau für ihre Tochter, „er ist der beste, ruhigste und solideste Mensch unter der Sonne.“

„Ging er Abends nie aus?“

„O, doch, aber nur zwei- oder dreimal in der Woche, der Verkehr mit Anderen ist für einen jungen Mann eine Nothwendigkeit, der er sich nicht entziehen darf. Und wer den Tag über angestrengt gearbeitet hat, der bedarf am Abend der Zerstreuung, die er nur in anregender Unterhaltung finden kann.“

„Sie sind eine vernünftige Frau!“ nickte Paul. „Ihr Sohn hat wohl nie Ihre Güte mißbraucht?“

„Nein, niemals! So wenig wir ihm hier auch bieten konnten, fühlte er sich doch am wohlsten bei uns. In der Regel las er uns irgend etwas Interessantes aus Büchern oder Journalen vor.“

„Und doch blieb er in der Nacht vor seiner Verhaftung bis drei Uhr draußen!“

„Daran trug nur der anonyme Brief schuld, den er am Abend vor dieser Nacht erhielt. Er wollte wissen, wer diesen Brief geschrieben hatte, und als er in einem ihm gänzlich unbekanntem Manne die Person des Gesuchten gefunden zu haben glaubte, verfolgte er ihn mehrere Stunden

lang. Er kam spät nach Hause, der Hausfirtter öffnete selbst ihm die Thüre und nahm ihn mit in sein Zimmer, um ihm einige Vorschläge zu machen, auf die Bernhard nicht eingehen konnte.“

„Welche Vorschläge waren das?“ fragte Paul.

„Zuerst bot er ihm dieses Haus an, Bernhard lehnte das ab; dann schlug er ihm vor, als Schreiber in seine Dienste zu treten. Thomas Ball sagte ihm, er wolle ein Buchergeschäft gründen, dazu bedürfte er eines Schreibers, der sich auch dazu verstehen müsse, geldbedürftige Leute ihm zuzuführen.“

„Ein Buchergeschäft? Dazu gehören bedeutende Mittel; sollte der Hausfirtter so viel verdient haben?“

„Das muß wohl der Fall sein,“ sagte Susanne. „Der Mann ist rastlos thätig gewesen, er hat für sich selbst wenig oder gar nichts ausgegeben, und strenge Rechtllichkeit wird sein Geschäftsprinzip wohl auch nicht sein.“

„Aber daß ein Hausfirtterhandel so großen Gewinn abwerfen soll —“

„Wir wissen ja nicht, welche andere Geschäfte er außerdem betrieben hat,“ nahm die alte Frau das Wort, „Thomas Ball ist ein grober Gefelle, der Niemand in seine Angelegenheiten hineinblicken läßt.“

„Ist er noch nie mit der Polizei in unangenehme Berührung gekommen?“

„So viel ich weiß — nein. Er hütet sich davor, wie er denn bei jeder Gelegenheit behauptet, er sei ein ehrlicher Mann, dem Niemand etwas vorwerfen könne.“

Paul war in Nachdenken versunken. Konnte nicht der

Hausfurer das Portefeuille gefunden und in seinem Hofe versteckt haben?

Wenn ein Verdacht einmal aufgetaucht ist, so läßt er sich so rasch nicht wieder beseitigen, die Gedanken kehren immer wieder zu ihm zurück. Paul war entschlossen, diesen Verdacht zu verfolgen, vorerst aber ihn Jedem, auch den Angehörigen des Angeklagten, geheim zu halten, er hatte seinen Plan bereits entworfen und dabei wohl berücksichtigt, daß er nur auf dem Wege der List hier etwas erreichen konnte.

„Wir müssen also nachforschen, wer das Portefeuille unter den Stein gelegt haben kann,“ sagte er nach einer Weile, aus seinem Sinnen emporfahrend, „haben wir eine Person in diesem oder einem der benachbarten Häuser gefunden, so wird das Weitere sich ergeben. Also haben Sie die Güte, in unverdächtigster Weise die genauesten Erkundigungen einzuziehen und Alles, was Sie erfahren, aufzuschreiben, auch das Geringfügigste kann hier von großer Bedeutung werden.“

Damit erhob er sich, und so unfreundlich ihn die Frauen empfangen hatten, so freundlich nahmen sie jetzt Abschied von ihm; sie waren ihm dankbar für den Hoffnungsstrahl, den er in die finstere, trostlose Nacht geworfen hatte.

Paul stieg die Treppe hinunter und pochte unten an der Thüre des Hausfurers an.

Eine heifere Stimme lud ihn ein, einzutreten, im nächsten Augenblick stand Paul dem alten Mann gegenüber.

Er zögerte einen Moment, in diesen unsauberen Raum einzutreten, aber der Alte hatte bereits den Schirm von

der Lampe genommen, um den Fremden zu betrachten, ein Rückzug würde Verdacht geweckt haben.

„Kamen Sie nicht von Oben herunter?“ fragte der Hausfrier, nachdem Paul die Thüre geschlossen hatte. „Sie waren bei Schläum's, wie?“

„Jawohl,“ erwiderte Paul ruhig, „ich war da, um eine Forderung einzukassiren.“

„Eine Forderung?“ spottete der Alte, während er sein Glas mit Rum füllte. „Setzen Sie sich! Die Leute haben also Schulden?“

„Es ist nicht viel, eine Kleinigkeit, die ich dem Sohne der alten Frau geliehen hatte.“

„So so, Sie haben den Schuft auch gekannt?“

„Wie sollte ich nicht! Er war ja der Buchhalter meines Onkels.“

Der Blick des Hausfrier's ruhte stechend auf ihm, ein leises Mißtrauen spiegelte sich in ihm.

„Sind Sie auch ein Berninger?“ fragte er.

„Mein Vater ist der Kaufmann Gottfried Berninger.“

„Ich kenne ihn,“ nickte der Alte, „ein rechtschaffener Mann, wollte von seinem Bruder nichts wissen, he?“

„So schlimm, wie die Leute darüber sprachen, war das auch nicht,“ erwiderte Paul, der inzwischen seinen Gkel überwunden und sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, „mein Vater billigte die Gründungen nicht, im Uebrigen blieb er mit seinem Bruder bis an dessen Ende befreundet.“

„Na, mir kann's recht sein,“ brummte Thomas Ball, „ich hab' von Beiden nie etwas gehabt, weder von dem



Klemens, noch von dem Gottfried. Wollen Sie da oben pfänden?"

"Pfänden?" fragte Paul erstaunt. „Nein, das fällt mir nicht ein, die Leute sind so arm und unglücklich, daß ich ihnen lieber noch etwas dazu geben möchte.“

„Bah, die haben ihr Schäfchen im Trocknen!“

„Woher wissen Sie das?"

„Na, wo sind denn die Papiere, die der saubere Junge gestohlen hat?"

„Ja, wenn man das wüßte! Wissen Sie es?"

„Natürlich, aber leider kann man es nicht beweisen. Die Frauenzimmer da oben haben sie, aber sie wagen jetzt noch nicht, sie zu verkaufen.“

Paul fühlte sich versucht, den alten Verleumder niederzuschlagen, aber er bezwang sich, er mußte seiner Rolle treu bleiben.

„Glauben Sie das wirklich?" fragte er.

„Na, wo sollten sie sonst sein? Das Geld ist ja auch durch einen Zufall entdeckt worden, der Kukul mag wissen, wo die Papiere versteckt sind!"

„Haben Sie noch nicht nachgeforscht?"

„Was kümmert's mich?" erwiderte der Alte barsch.

„Ich bin kein Polizeispion und es ist auch nicht meine Art, Andere in's Unglück zu bringen! Mögen sie meinetwegen den Raub in Gesundheit verzehren, ich hab' weder Schaden noch Nutzen davon. Die Leute werden ohnedies bald ausziehen —“

„Wollen Sie die Unglücklichen auf die Straße werfen?"

„Sie haben sich selbst darauf geworfen. Der hochmüthige

Junge hat in der Nacht vor seiner Verhaftung die Wohnung aufgefündigt, weil ein Vorschlag, den ich ihm machte, ihm nicht paßte. Das war nur ein Vorwand, er hatte die Taschen voll Geld und die bescheidene Wohnung paßte ihm nicht mehr.“

„Haben Sie das Geld gesehen?“

„Es lag ja unter dem Stein.“

„Merkwürdig, daß er es dort versteckt hat! Jeder hätte es finden können.“

„Ja, es ist Manches merkwürdig!“ spottete der Hausfrier, „und wofür wären die dummen Streiche, wenn sie nicht gemacht werden sollten! Aber was wollen Sie von mir?“

Paul drehte scheinbar verlegen an den Spitzen seines Schnurrbarts.

„Man hat mir gesagt, Sie machen auch Geldgeschäfte,“ antwortete er zögernd, „und da ich nun doch einmal in dieses Haus kam, wollte ich die Gelegenheit wahrnehmen und mir Gewißheit verschaffen.“

Der alte Mann hatte die grauen Augen halb geschlossen, in dem lauernden Blick spiegelte sich eine Fülle von Mißtrauen und Lücke.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte er.

„Ein fremder Herr, den ich weiter nicht kenne. Ich traf ihn vor einigen Abenden in einer Restauration und sprach mit ihm über Geldverlegenheiten, die jetzt nach der großen Schwindelperiode überall auftauchen. Er nannte dabei Ihren Namen, sollte er sich geirrt haben, so bitte ich um Entschuldigung, es kann ja sein, daß Sie einen Namensvetter haben.“

Der Alte hatte sein Glas hastig ausgetrunken, er stützte das Haupt auf beide Arme und sah seinen Gast durchdringend an.

„Wollen Sie das Darlehen haben?“ fragte er.

„Nicht für mich, sondern für einen Freund.“

„Kommen Sie mir nicht mit dieser abgenutzten Ausrede, ich kenne das. Rücken Sie nur frei heraus mit der Wahrheit, einmal müssen Sie doch Farbe bekennen!“

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt,“ erwiderte Paul.

„Mein Freund ist der Sohn eines reichen Mannes, der einzige Sohn, der einst eine Million erben wird. Reiche Leute haben ihre Launen, meinem Freunde ist ein knappes Jahrgeld ausgesetzt, mit dem er unmöglich auskommen kann.“

„Und dabei lebt er natürlich so flott wie möglich, wie?“

„Weshalb auch nicht? So lange man jung ist, will man das Leben genießen, ich kann das meinem Freunde nicht verargen. Er steckt jetzt allerdings tief in Schulden, aber er kann ja eine Anleihe machen —“

„Wenn er sie bekommt!“

„Es sind Kapitalisten genug in der Stadt, die sie ihm mit der größten Freude geben würden. Das Vermögen des Vaters ist ja eine hinreichende Bürgschaft.“

„Und wenn der Vater ihn enterbt?“

„Daran ist nicht zu denken!“

„Na, na, wenn der Alte erfährt, daß sein Sohn Schulden hat —“

„Wer soll es ihm denn sagen? Der Sohn gewiß nicht, und der Gläubiger wird ebenfalls schweigen. Zudem ist der Vater alt und sehr kränklich —“

„Will Alles nichts bedeuten, ein Testament ist rasch gemacht!“

„Aber hier ist ein solches Testament nicht zu fürchten! Ich gebe Ihnen die Versicherung, es ist ein gutes Geschäft, mein Freund zahlt hohe Zinsen und —“

„Und Zinsen und Kapital können mitammen verloren gehen,“ unterbrach der Hausfiker ihn. „Wie groß soll das Darlehen sein?“

„Je mehr er bekommen kann, desto angenehmer ist es ihm.“

„Tausend Thaler?“

„Das wäre nur ein Wassertropfen auf einen glühenden Stein,“ erwiderte Paul spottend. „Zehntausend müßte er mindestens haben, und kann er noch mehr erhalten, um so besser! Was sind denn tausend Thaler für einen Mann, der einst eine Million erben wird?“

Der Alte hatte das eckige Haupt noch immer auf die Arme gestützt, ein boshaftes Lächeln umzuckte seine blutleeren Lippen.

„Für ihn mag das so viel sein, wie für mich ein Groschen,“ sagte er, „aber ich kann so viel nicht verlieren, denn ich habe mir das Geld sauer erspart. Wenn man mir eine sichere Bürgschaft stellen kann, dann ließe sich eher darüber reden!“

„Ich glaube, daß dies möglich gemacht werden kann!“

„Dann soll der Bürge ihm auch das Geld geben!“

„Von einem Bürgen ist keine Rede, sondern von einer Bürgschaft,“ erwiderte Paul, der ungeduldig wurde, „diese Bürgschaft kann ja in Dokumenten oder Edelsteinen bestehen!“

„Gut, damit wäre ich zufrieden.“

„Und würden Sie daraufhin eine Summe von zwanzig bis dreißigtausend Thaler ausleihen? Der Zinsfuß bleibt Ihnen überlassen, nach dem Tode des alten Mannes erhalten Sie das Geld sofort zurück.“

„Und was verdienen Sie bei diesem Geschäft?“

„Nichts!“

„Unsinn! Sie werden so dumm nicht sein —“

„Ich thue das nur aus Freundschaft,“ sagte Paul, dem es immer klarer wurde, daß der Alte nicht so leicht zu überlisten war. „Im Uebrigen kann das Sie auch kaum interessiren, da ich von Ihnen keine Provision verlange!“

„Na, junger Herr, ehrenvoll ist es auch nicht, solche Geschäfte zu vermitteln,“ höhnte der Hausirer, „und ein Mann, wie Sie, sollte die Hände davon lassen, der Kredit Ihres Vaters könnte dadurch untergraben werden.“

„Das Geschäft meines Vaters hat damit gar nichts zu schaffen,“ erwiderte Paul, dem das Blut in die Stirne stieg. „Sie sollten mir dankbar dafür sein, daß ich Ihnen den fetten Braten in die Küche jage, statt dessen machen Sie mir kindische Vorwürfe!“

„Vorwürfe, die Sie verdienen, wenn Sie wirklich das Darlehen für den Verschwender suchen!“ rief Thomas Ball, dessen Züge sich zu einem häßlichen Grinsen verzerrten. „Ich habe nicht so viel Geld, um die Verschwendungssucht eines verlorenen Sohnes befriedigen zu können, außerdem kann Ihnen auch Niemand gesagt haben, daß ich Geld ausleihe, denn ich habe es bis heute noch nicht gethan. Glauben Sie nicht, junger Mann, daß ich so dumm sei und

mir von Jedem in die Karten blicken lasse, dazu bin ich zu alt geworden. Ich denke, damit ist diese Unterredung beendigt!"

Paul hatte sich hastig erhoben, er konnte seinen Aerger nicht verhehlen, aber trotzdem durfte er jetzt noch nicht aus der Rolle fallen, wenn er nicht selbst alle seine Pläne durchkreuzen wollte.

Daß der Alte ihn durchschaute, unterlag freilich keinem Zweifel für ihn, die Nachforschungen waren dadurch schwieriger geworden, aber sie wurden unmöglich gemacht, wenn er sich eine Blöße gab.

"Sie zeigen mir ein beleidigendes Mißtrauen," sagte er im Tone der tiefsten Entrüstung, "ich wüßte nicht, wodurch ich es verdient habe, schon mein Name und meine Stellung sollten mich davor schützen. Wenn Sie nicht die Mittel besitzen, um dieses Geschäft zu machen, so genügt eine einfache ablehnende Antwort, die ebensowohl in einem höflichen Tone gegeben werden kann, ich werde schon einen Andern finden, der mir für die Vermittelung dieses Geschäfts dankbar ist. Guten Abend."

Der Hausfuxer lachte höhnißch und füllte abermals sein Glas.

"So grün!" spottete er mit einem verächtlichen Blick auf die Thüre, hinter der sein ungebetener Gast verschwunden war. "Will dieser Naseweis einen alten, erfahrenen Mann auf's Glatteis führen! Das fehlte mir noch! Die Bande muß aus dem Hause so bald wie möglich, ich habe jetzt genug Scherereien gehabt!"

Er goß den Inhalt des Glases hinunter und stützte das Haupt wieder auf die Arme, um über ein Mittel nachzu-

denken, welches ihm gestattete, die Angehörigen Bernhards ohne Weiteres vor die Thüre zu setzen.

#### 14. Quarello.

Hermine v. Starenfels hatte von Tag zu Tag vergeblich auf einen Brief ihres Vaters gewartet, der alte Herr ließ nichts von sich hören, und der Major schloß daraus mit zuversichtlicher Sicherheit, daß der Graf sehr bald wieder heimkehren werde.

Da traf endlich ein Brief ein, er trug den Poststempel und den Namen einer großen Hafenstadt, und die Adresse zeigte die zierliche Handschrift des Grafen.

Major v. Selbach war kurz vor dem Postboten eingetreten, um die Comtesse zu besuchen, er theilte die Aufregung Herminens nicht, aber sein Blick ruhte doch erwartungsvoll auf ihr, während sie den Brief las.

Es waren nur wenige Zeilen, aber die Nachricht, die sie enthielten, beunruhigte das Mädchen in hohem Grade.

„Ich habe die Spur wieder aufgefunden und verfolgt,“ schrieb der Graf, „jetzt stehe ich im Begriffe, mich nach Amerika einzuschiffen, um drüben die Nachforschungen fortzusetzen. Wann ich zurückkehren werde, weiß ich nicht, es beruhigt mich, daß Du dort Freunde hast, auf deren Schutz und Hilfe Du in allen Fällen vertrauen darfst. Schreibe mir nach New-York poste restante, ich werde von dort aus antworten.“

Der Major schüttelte den Kopf, als er diese Zeilen gelesen hatte, dann drehte er eine geraume Weile an den Spigen seines langen Schnurrbarts.

„Da hilft weiter nichts, Comtesse, man muß ihn ruhig ziehen lassen,“ sagte er endlich in seiner derben Weise, „ich hab's immer behauptet, er jagt einem Phantom nach, bei dieser Behauptung bleibe ich auch heute noch.“

Wie aus einem schweren, beängstigenden Traum erwachend, strich Hermine mit der Hand über Stirne und Augen.

„Die Strapazen dieser Reise wird er nicht ertragen,“ erwiderte sie, „ich fürchte, wir sehen ihn nie wieder.“

„Schwerenoth, so schlimm ist das nicht!“ brummte der Major, „die Dampfer sind so bequem eingerichtet, daß die Unannehmlichkeiten einer Seereise kaum empfunden werden. Ueberdies hat mein alter Freund eine kräftige Natur, das weiß ich aus früheren Jahren, als wir noch zusammen in der Armee standen. Im Turnen, Reiten und Fechten that es ihm Niemand zuvor, und Keiner war auf dem Marsch und im Bivouak so lustig wie er.“

„Aber er ist jetzt ein alter Mann —“

„Und dabei kerngesund, gnädiges Fräulein, die Reise wird ihm nichts schaden!“

„Die Seereise vielleicht nicht, aber denken Sie an die Strapazen, die drüben ihn erwarten,“ sagte Hermine besorgt. „Wenn die Spur, die er verfolgt, ihn in die Urwälder führt —“

„Alles nicht so gefährlich, wie man's aus der Ferne betrachtet! Solche Strapazen härten den Körper ab, und eine Wüste ist der Westen Amerika's auch nicht. Er wollte unserem Rathe nicht folgen, nun muß er durch Erfahrung klug werden. Ich denke, wenn er drüben ankommt, wird



er die sogenannte Spur verloren haben, dann hat die Verfolgung keinen Zweck mehr —“

„Glauben Sie das nicht,“ unterbrach Hermine ihn erregt. „Was mein Vater sich einmal vorgenommen hat, das setzt er durch, und müßte er sein Leben dafür hingeben.“

„Einen harten Kopf hat er immer gehabt, das ist freilich wahr, aber Gründe der Vernunft ließ er doch auch gelten.“

Hermine war an's Fenster getreten, sie blickte schweigend hinaus, die Trostgründe, die der alte Freund hervorsuchte, konnten ihre Besorgnisse nicht besettigen.

„Der Zipfelmann da unten trägt auch eine Hauptschuld,“ knurrte der Major, während er rastlos den Schnurrbart strich, „er hat ihn in der verrückten Idee bestärkt, und es ist klar, daß er seine Gründe dafür gehabt hat.“

„Gründe? Welche?“ fragte Hermine rasch.

„Ja, wenn ich das wüßte! Der Mann wird unverschämt vertraulich, ist Ihnen das noch nicht aufgefallen?“

„Nein. Er benimmt sich mir gegenüber sehr freundschaftlich, und dafür muß ich ihm aufrichtig danken.“

Der Major blickte betroffen auf, ein Schatten des Unwillens glitt über sein biederens Antlitz.

„Danken?“ erwiderte er ärgerlich. „Das fehlte noch! Wer ist dieser Mann? Wer waren seine Eltern? Welche gesellschaftliche Stellung hat er? Schwerenoth, diese Sorte von Menschen muß uns dankbar sein, wenn wir ihnen erlauben, unsere Stiefel zu pußen —“

Er brach ab, das silberhelle Lachen Herminens zwang ihn dazu.

„Sie sind köstlich in Ihrem Zorn, Herr Major,“ sagte sie, „zumal, wenn man weiß, daß es ein gemachter Zorn ist —“

„Ein gemachter Zorn, Comtesse?“

„Ja wohl! Sie denken doch besser über die Bürgerlichen im Allgemeinen und Herrn Zipfelmann im Besonderen.“

„Keineswegs!“

„O, doch, doch! Unsere Verhältnisse sind Ihnen nicht unbekannt, und Sie wissen so gut wie ich, daß Herr Zipfelmann eine nicht unbedeutende Summe von uns zu fordern hat und keine Silbe davon erwähnt.“

„Hm, wer weiß, weshalb er es nicht thut!“

„Weshalb? Weil sein Bartgefühl es ihm verbietet!“

„Er könnte andere Gründe haben!“

„Ich wüßte wirklich nicht, wo ich sie suchen sollte!“

„Abwarten! Wenn diese Raupe sich entpuppt, werden wir ja sehen, welcher Schmetterling heraus fliegt. Ich fürchte, es wird eine häßliche Motte sein!“

„Aber mein lieber alter Freund —“

„Trauen Sie denn einem Lederhändler Bartgefühl zu?“ fragte der Major, der sich mehr und mehr ereiferte. „Ich sage Ihnen, diese Leute thun nichts ohne persönliches Interesse, und Zipfelmann scheint mir ein Egoist vom reinsten Wasser zu sein.“

„Sie sind ja gewaltig gegen diesen Herrn eingenommen!“ scherzte Hermine, indeß ihre blauen Augen forschend auf dem alten Herrn ruhten. „Mein Vater hält große Stücke auf ihn, er hat wiederholt geäußert, daß er sein Vermögen

nicht verloren haben würde, wenn er auf den Rath dieses Mannes gehört hätte.“

„Finden Sie darin eine besondere Empfehlung? Ein guter Geschäftsmann mag der Herr sein, ich will das nicht bestreiten, aber darauf kommt es hier ja nicht an. Mir ist der Mann verhaßt sammt seiner Haushälterin, und ich bedaure von ganzem Herzen, daß die Verhältnisse Ihnen augenblicklich nicht gestatten, diese Wohnung mit einer andern zu vertauschen.“

„Und da dies nun einmal nicht möglich ist, so denke ich, wir gehen zu einem andern Thema über,“ erwiderte Hermine, einen ernsteren Ton anschlagend. „Sie erinnern sich wohl noch des Vorsatzes, den ich Ihnen am Abend vor der Abreise meines Vaters mittheilte?“

„Versteht sich.“

„Sie erwiderten mir darauf, ich solle mit der Ausführung mich gedulden, bis mein Vater geschrieben habe. Sie sprachen die Hoffnung aus, er werde in den nächsten Tagen wieder heimkehren und mir dann keinesfalls gestatten —“

„Zatwohl, das sagte ich Ihnen,“ unterbrach der Major sie lebhaft, „und ich möchte auch heute noch Ihnen ab-rathen.“

„Die Gründe, die Sie derzeit anführten, gelten heute nicht mehr,“ fuhr Hermine fort. „Die Reise, die mein Vater jetzt angetreten hat, kann ihn Monate, selbst Jahre von hier fernhalten, und unser Vermögen ist verloren —“

„Nicht ganz, Comtesse! Wenn die Aktien verkauft werden —“

„Mein Vater will das nicht!“

„Aber es muß geschehen, wenn noch etwas gerettet werden soll!“

Hermine schüttelte ablehnend das Haupt.

„Des Vaters Wille ist mir Befehl,“ sagte sie, „er glaubt aus dem Falliment der Zuckerfabrik mehr zu erhalten —“

„Aber das glaubt außer ihm Niemand!“ warf der Major ärgerlich ein. „Ich habe mich nach dem Stand der Dinge genau erkundigt, es wird gar nichts herauskommen. Die Hypothekargläubiger nehmen Alles, was noch da ist, für sich in Anspruch, die Aktionäre werden gar nichts erhalten.“

„Wenn das feststeht, dann wird auch Niemand einen Groschen für die werthlosen Aktien zahlen!“

„Es finden sich noch immer Glücksjäger, die sie kaufen.“

„Und diese Glücksjäger werden betrogen, oder sie betrügen Andere mit den Papieren,“ erwiderte Hermine ruhig.

„Ich muß meinem Vater beipflichten, wenn er zu solchem Betrug die Hand nicht bieten will.“

Der Major stampfte mit dem Fuß auf den Teppich.

„Ist er denn nicht selbst betrogen worden?“ fragte er in gereiztem Tone. „Und wenn es Narren gibt, welche die Papiere kaufen wollen, weshalb soll er ihnen nicht den Gefallen erzeigen? Sie rühmen die Klugheit Zipselmann's in Geschäftssachen, ich bin überzeugt, er wird augenblicklich zum Verkauf der Aktien rathen.“

„Ich muß die Entscheidung meinem Vater überlassen; er hat den Verkauf der Aktien verboten, sein Wille ist für mich maßgebend. Und um so mehr muß ich nun den Blick

ernst in die Zukunft richten und mit meiner eigenen Kraft mir den Weg zu bahnen suchen. Es ist keine Erniedrigung für mich, Herr Major, wenn ich mein Vorhaben ausführe, viele Adelige haben sich der Kunst gewidmet —“

„Dagegen läßt sich ja nichts einwenden,“ unterbrach der alte Herr sie ungeduldig, „aber Ihr Vater wird's dennoch nicht billigen.“

„Mein Vater wird einstweilen davon nichts erfahren,“ erwiederte Hermine, während sie eine Mappe auf den Tisch legte und dieselbe öffnete, „und kehrt er später zurück und ich habe mein Talent ausgebildet, so kann ihm das ja nur Freude bereiten.“

Sie hatte einige Blätter herausgenommen, und der Major war näher getreten, um die Zeichnungen und Aquarellbildchen zu betrachten.

„Ihr schönes Talent muß Jeder anerkennen,“ sagte er, „aber ob diese Bilder Käufer finden werden —“

„Diese nicht!“ unterbrach Hermine ihn rasch. „Ich werde Besseres schaffen, den Erfolg muß ich dann freilich abwarten.“

„Sie wollen also wirklich noch Unterricht nehmen?“

„Ja, ich fühle, daß ich desselben noch bedarf.“

„Und wissen Sie auch, daß dies Geld, vielleicht viel Geld kostet?“

„Seien Sie unbesorgt, ich werde sehr fleißig sein, um die Lehrzeit abzukürzen,“ sagte Hermine, und ein wehmüthig ernstes Lächeln umspielte dabei die rothigen Lippen, „guter Wille vermag viel. Mit der kleinen Summe, die Papa

mir zurückgelassen hat, hoffe ich auszureichen, und haben meine Schöpfungen Käufer gefunden, dann kann ich unbesorgt in die Zukunft blicken."

Der Major wiegte gedankenvoll das Haupt, sein Blick ruhte voll Bewunderung auf einer kleinen Aquarelllandschaft, das frühere Besizthum des Grafen Starenfels darstellend.

"Wenn ich mich erinnere, wie manche frohe Stunde wir in diesem Hause erlebt haben, dann begreife ich noch immer nicht, wie Ihr Vater es über sich gewinnen konnte, das trauliche Heim zu verkaufen," sagte er mit dumpfer Stimme. "Ich kann mir nicht denken, daß es Gewinn sucht allein gewesen sein soll, mein alter Freund hat niemals das goldene Kalb angebetet, er war mit Allem zufrieden."

"Gewinn sucht?" erwiderte Hermine. "Nein, dieser Vorwurf kann ihn nicht treffen, und es ist ihm schwer genug geworden, sich von dem alten traulichen Besizthum zu trennen. Aber Sie wissen ja auch, daß das Gut nicht mehr so viel einbrachte, wie in früheren Jahren, drückende Schulden kamen hinzu, wie hätte da mein Vater widerstehen können, als ihm so plötzlich ein Preis geboten wurde, der den Werth des Gutes weit überstieg? Ich kann ihn deshalb nicht tadeln, jeder Andere an seiner Stelle würde ebenso gehandelt haben, er wollte das Beste, und wenn er dennoch betrogen wurde, so lag dies wohl zumeist daran, daß er von Aktien und Börsengeschäften keine Kenntniß hatte."

"Wollen Sie Berninger vertheidigen, Comtesse?"

"Wahrlich nicht, aber nachdem ich die Erklärungen des Herrn Zipselmann gehört habe, muß ich, wenn ich un-

parteiisch richten will, bekennen, daß wohl ein großer Theil, aber nicht alle Schuld auf Berninger geworfen werden kann. Und was hilft's, ob wir jetzt das Geschehene bereuen und die Ursachen des Verlustes hervorsuchen, ungeschehen läßt es sich doch nicht machen!"

Der Major legte das Blatt wieder auf den Tisch und kehrte zu seinem Sessel am Fenster zurück.

„Es sind schöne Erinnerungen, aber sie stimmen traurig,“ sagte er tief aufathmend. „Ich wollte, die Gründer säßen allesammt auf dem Blockberge, oder sie wären im Pfefferlande, sie haben eine böse, böse Zeit heraufbeschworen. Na, welche Schritte wollen Sie jetzt thun, gnädiges Fräulein, um Ihren Plan zu verwirklichen?“

„Die ersten Schritte habe ich schon gethan,“ erwiderte Hermine zögernd, „ich habe durch die Zeitung einen Lehrer gesucht.“

„Schwerenoth, Sie gehen ja sehr energisch zu Werke!“ Eine dunkle Röthe überzog das Antlitz der Comtesse.

„Was hilft es, Entschlüsse zu fassen, wenn man mit ihrer Ausführung zaudert!“ fragte sie leise.

„Nun, nun, darin muß ich Ihnen Recht geben. Hat ein Lehrer sich angeboten?“

„Nur Einer.“

„Und wer ist es?“

„Herr Wolfgang Berninger!“

Der Major sah sie befremdet an, ernste Besorgniß spiegelte sich in seinen Zügen.

„Ist dieser Herr nicht ein Sohn desselben Berninger, der Ihren Vater betrogen hat?“ fragte er.

„Ja wohl.“

„Dann können Sie unmöglich —“

„Verzeihen Sie, Herr Major, so rasch dürfen wir nicht urtheilen!“ fiel Hermine dem erregten Manne in's Wort. „Was Sie mir sagen wollen, darüber habe ich sehr ernst nachgedacht und ich bin dabei doch zu einem anderen Resultate gekommen. Wolfgang Berninger ist ein sehr talentvoller Maler, und für die Sünden seines Vaters kann er um so weniger verantwortlich gemacht werden, weil er sich an den Geschäften desselben nicht betheiligt und wahrscheinlich nicht einmal Kenntniß von ihnen gehabt hat. Ein anderer Lehrer hat sich nicht gemeldet, somit bleibt mir keine Wahl, ich werde auf sein Anerbieten eingehen müssen.“

Der Major blieb lange in Sinnen versunken, die tiefen Furchen auf seiner Stirne bekundeten, wie sehr diese Angelegenheit ihn beschäftigte und wie schwer es ihm fiel, sich der Anschauung der Comtesse anzubequemen.

Für ihn war dieser Maler der Sohn eines Betrügers, und vom Gesichtspunkt der Standesehre aus betrachtet, fiel der Makel, der auf dem Vater ruhte, auch auf den Sohn zurück.

Aber auf der anderen Seite blieb der Comtesse wirklich keine Wahl, wenn sie in der That entschlossen war, ihr Vorhaben auszuführen, und man konnte allenfalls sich damit trösten, daß der Unterricht nur kurze Zeit dauern werde.

Uebrigens stand auch Hermine so hoch über diesem bürgerlichen Maler, daß ein Grund zu ernstern Besorgnissen in keiner Weise vorlag, und ihre Stellung wußte die Comtesse diesem Manne gegenüber jedenfalls zu wahren.



„Haben Sie ihm schon geantwortet?“ fragte er endlich, das graue Haupt erhebend.

„Nein, ich habe erst gestern den Brief erhalten.“

„Und was schreibt er Ihnen?“

„Ich möge ihm mittheilen, wann er mir seine Aufwartung machen dürfe, dann würden wir uns über die Bedingungen rasch einigen.“

„Um, wann soll er kommen?“

„Ich denke, wir gehen zu ihm!“

„Wir?“

„Zarwohl, ich hoffe, Sie werden mir Ihre Begleitung nicht verweigern, Herr Major. Wir überfallen ihn in seinem Atelier und —“

„Sind Sie so neugierig, Comtesse?“ scherzte der Major, der ihrem schelmisch bittenden Blick nicht widerstehen konnte.

„Was werden Sie da sehen? Einige verpfuschte Studien —“

„O nein, nein, ich erwarte mehr von dem Talent Ver-  
ninger's! Haben Sie sein Bild in der Kunstausstellung nicht gesehen?“

„Hab' nichts Besonderes daran gefunden,“ erwiderte der alte Herr achselzuckend. „Die grünen Bäume und den blauen Himmel, den rauchenden Schornstein und das weidende Vieh findet man auf allen Landschaften.“

„Sie finden also gar nichts Besonderes an dem Bilde?“

„Nein.“

„Dann sind Sie kein Kunstkenner!“

Der Major strich lachend seinen Schnurrbart, die Ent-  
rüstung der Comtesse, die jetzt vor dem runden Spiegel den  
Strohhut aufsetzte, erheiterte ihn ungemein.

„Hab' mich auch nie dafür ausgegeben!“ erwiderte er.  
 „Ich sehe lieber ein Bataillon Soldaten, als ein schönes Gemälde.“

„Sie sind ein Barbar!“

„Schwerenoth, gnädiges Fräulein, Jeder hat seinen besondern Geschmack, es gibt ja auch Leute genug, welche keine Soldaten sehen können. Also es muß sein?“

„Jawohl, ich fordere jetzt Ihre Begleitung zur Strafe für Ihren gänzlichen Mangel an Kunstfinn.“

Sie legte ihre Hand in den Arm des Majors, nahm die Mappe in die andere Hand und schritt hinaus.

„Wie ich das vor meinem alten Freunde einst verantworten soll, weiß ich wahrhaftig nicht,“ sagte der Major, als sie draußen auf der Straße waren. „Ich höre im Geiste schon die Vorwürfe, die er mir machen wird.“

„Dann werde ich Sie vertheidigen!“ erwiderte Hermine, mit einem schalkhaften Blick zu ihm aufschauend. „Fürchten Sie nichts, ein gutes Werk lobt immer seinen Meister.“

„Ja, wenn ich nur mit Sicherheit wüßte, daß es in der That ein gutes Werk ist!“

„Wenn ich es behaupte, so muß Ihnen das genügen.“

„Na, na, Comtesse, Sie behaupten Manches, der Himmel soll mich bewahren, das Alles für baare Münze zu nehmen.“

„Wollen Sie mich beleidigen?“

„Ich denke nicht daran, die Wahrheit werde ich doch sagen dürfen!“

„Nicht immer.“

„Ah, Sie zürnen mir noch, weil ich das Bild Berninger's nicht als ein Meisterwerk bewundere?“

„Im Gegentheil, bei Ihrem Mangel an Kunstfönn könnte Ihre Bewunderung dem Werth des Bildes nur Abbruch thun,“ scherzte Hermine. „Aber ist es nicht unverantwortlich, daß ich so heiter bin und den Brief meines Vaters so rasch vergeße?“

„Lassen Sie um Gottes willen die trüben Gedanken ruhen,“ sagte der Major hastig, „ändern und bessern können Sie damit nichts, und es kommt doch Alles, wie es kommen soll.“

„Sind Sie Fatalist?“

„In gewissem Sinne — ja! Im Kugelregen ist der Fatalismus eine feste Stütze; ist die Kugel für mich gegossen, na, dann trifft sie mich auch, mag ich nun im Hintertreffen stehen oder eine feindliche Batterie erstürmen, im anderen Falle komme ich mit heiler Haut aus der Bataille heraus.“

Hermine schüttelte bedenklich das Köpfschen, mit ihren Anschauungen stimmte das nicht überein, aber der Major betrachtete diese Frage aus einem anderen, ihr völlig fremden Gesichtspunkte, und streiten wollte sie mit ihm nicht darüber.

Sie hatten das Haus, in welchem Wolfgang jetzt wohnte, bald erreicht; es war ein kleines, freundliches Haus an einer stillen Straße und das Atelier ließ in Bezug auf Luft und Licht nichts zu wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der Gebirgsführer.

Humoreske

von

Otto Girndt.

1.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem schattigen Platz vor einem ländlichen Wirthshause im schlesischen Gebirge standen größere und kleinere Tische mit Bänken und Stühlen, deren Zahl dem Fremdling verrieth, daß er einen häufig besuchten Ort betrat. Die Abendsonne ruhte über den grünen Gipfeln der Berge, als von der Landstraße her ein bejahrter, aber noch sehr rüstiger Fußwanderer auf dem Platz erschien. Er trug eine graue Zoppe, graue Gamaschen, und seinen Spizhut zierte eine Geierfeder. Nachdem er sich einige Male umgesehen, ohne daß Jemand zu seiner Bedienung aus dem Hause kam, klopfte er mit seinem eisenbeschlagenen Stock auf die nächste Tischplatte und rief: „Wirthschaft!“

„Komme schon!“ Klang es hell und kräftig von unsichtbaren Lippen, und während er sich, den Hut lüftend, niederließ, kam aus der hinteren niedrigeren der beiden Hausthüren eine stattliche Frau in sehr sauberer Bäuerinnenkleidung eilig hervor, die Hände an ihrer hohen weißen Schürze trocknend. Am Sitz des Gastes angelangt und im Begriff,

nach seinem Begehren zu fragen, zuckte sie zurück: „Herr Graf! Excellenz!“

Der so Begrüßte streckte leutselig die Hand hin: „Da bin ich wieder einmal! Guten Abend, Christel!“

Doch die Frau ergriff die dargebotene Rechte nicht, sondern stand noch festgewurzelt: „Nein, bin ich erschrocken!“

„Hab' ich mich in dem Jahr so verändert?“ forschte er gelassen. „Selber merkt man's nicht, sag's mir nur, Christel!“

Jetzt wurde sie beweglicher: „Ja, Gott bewahre, nicht um ein Haar verändert!“

„Das wollt' ich Dir auch gerathen haben!“ hob er den Zeigefinger. „Ich fühle mich noch ungeheuer jung! Woher denn aber der Schreck bei meinem Anblick?“ schloß er fragend.

Sofort erklärte sie: „Ja, sonst erfährt man's doch immer vorher, wenn Excellenz in's Gebirge kommen, diesmal hat der alte Thomas vom Schloß kein Sterbenswort gesagt.“

„Er war selbst nicht unterrichtet,“ versetzte der Graf. „Rechne nur nach, es ist noch gar nicht meine gewöhnliche Reisezeit, ich habe mir früher Urlaub ertheilt, weil mein Sohn gerade Urlaub erhalten.“

„Der junge Herr kommt auch?“ rief Christel erfreut.

Der Graf nickte: „Die Hauptstadt liegt bereits hinter ihm, und wäre die Tante Elisabeth nicht, die er auf seiner Tour begrüßen muß, so könnt' ich ihn morgen, ja heute schon bei mir haben. Die Tante gibt indeß ihren Liebling nicht so geschwind aus den Händen, und ich verlaufe mir mittlerweile die Ungeduld der Erwartung in den Bergen.“

Ich habe heute einen ganz tüchtigen Tagemarsch gemacht und im Schloß hinterlassen, ich würde bei Dir übernachten, vorausgesetzt, daß Du mir Obdach geben kannst.“

„Versteht sich doch, Herr Graf!“

„Wie so versteht sich's? Dein Haus pflegt sehr besucht zu sein.“

Sie schüttelte mißvergnügt den Kopf: „In diesem Sommer? Die Leute wollen ja alle kein Geld zum Reisen haben.“

Der Graf zuckte leicht die Achsel: „Die Klage über schlechte Zeiten, wohin man hört! Es werden auch wieder bessere kommen.“

„Aber wann?“ ließ sie ihr Bedenken laut werden und fuhr fort: „Heut sind nicht mehr als drei Passanten zu Mittag bei mir gewesen, und jetzt sind drei eingelehrt, die noch im Saal sitzen und speisen!“

Indem ward ein Fenster des Saales, der zu ebener Erde lag, geöffnet, und die Gestalt eines jungen Mädchens tauchte bis zum Gürtel auf, in der Rechten einen Teller haltend, den ein ansehnliches Butterbrod, mit Würst belegt, füllte. „Frau Wirthin!“ lockte die jugendliche Stimme.

„Excellenz entschuldigen,“ bat Christel leise, „ich bin gleich wieder da!“

„Geh nur und nimm Dein Geschäft wahr!“ trieb er sie an. Sie lief an's Fenster.

Das Mädchen reichte ihr den Teller entgegen mit einem Fingerzeig nach dem Grafen: „Geben Sie das dem alten Mann dort!“

Der Wirthin blieb das Wort in der Kehle stecken: „Dem —“

Da schoß ein zweiter Mädchenkopf neben dem ersten empor mit der Anweisung: „Bringen Sie ihm auch ein Glas Bier auf unsere Rechnung!“ Und das Fenster flog zu.

Christel stand einen Moment starr, dann faßte sie sich, machte Kehrt und näherte sich zögernd dem Tisch des Grafen. In ihrer Haltung prägte sich deutlich aus, daß sie den Vorgang nicht begriff. „Haben Excellenz gehört?“ fragte sie.

„Impertinent!“ sprach der Graf ruhig. Er hatte also gehört.

„Ja, meiner Frau!“ stieß Christel hervor, die Augen auf dem Teller.

„Du meinst das Butterbrod,“ sagte er, „ich meine den alten Mann. Zum ersten Mal alter Mann genannt! Nun mag ich tanzen und springen, das Alter läßt sich nicht mehr wegleugnen!“

Christel schien das Letzte nicht zu hören, wenigstens achtete sie nicht darauf, ihr Blick blieb an den Teller gefesselt: „Was denken sich die Leute?“

„Das will ich Dir sagen,“ entgegnete der Graf ohne den traurigen Humor, der seine letzte Rede gefärbt. Er warf die Worte vielmehr leicht hin und zog ihr den Teller aus den Fingern: „Dies Würstbrod drückt in seiner Weise das Nämliche aus, wie der Orden auf der Brust des Staatsdieners: huldvolle Anerkennung geleisteter Dienste.“

„Dienste?“ wiederholte Christel, so wenig begreifend wie vorher.

„Ich traf,“ erläuterte der Graf, „die jungen Damen mit ihrem Papa vor wenigen Stunden auf dem Hirschsprung.“

In meinem Kostüm nahmen sie mich für einen vereidigten Führer und ließen sich die Gegend beschreiben.“

„Was?“ entsetzte sich die Hörerin. „Der oberste Beamte unserer Provinz, der Chefpräsident Graf Kracht —“

„Braucht doch,“ fiel er ein, „von Fremden, die wer weiß wie weit herkommen, nicht gekannt zu sein, wenn ihn bei euch auch jedes Kind kennt?“

„Aber wie konnten Excellenz,“ begann Christel zu eifern, „die Leute in dem Irrthum lassen?“

„Denkst Du,“ erwiderte er, „die Vertuschung ist mir noch nie passiert? Manch liebes Mal in früheren Jahren! Nur klärte sie sich stets rechtzeitig auf.“

Christel wollte nach dem Butterbrod greifen: „Ich trage den Teller augenblicks zurück!“

Der Graf hielt ihn fest: „Um freundliche Menschen in die peinlichste Verlegenheit zu setzen? Du bleibst!“

Christel manipulierte von Neuem: „Der Herr Graf wollen doch nicht —?“

„Das Butterbrod in Angriff nehmen?“ lächelte er. „Ja, wenn ihm meine Kraft gewachsen wäre! Die Schneiderin hat's zu gut mit mir gemeint. Aber vergelten werd' ich's den herzigen Kindern, denn eine Liebe ist der andern werth!“

„Excellenz!“ hob Christel im Ton des Protestes an.

„Keine Einrede und keine Einmischung!“ gebot er. „Wurst wider Wurst! heißt's in der ganzen Welt! Um mich jedoch entsprechend zu revanchiren, muß ich wissen, mit wem ich zu thun habe; denn daß unser Aeußeres nicht maßgebend ist, lehrt mein eigenes werthes Ich. lege dem



Herrn im Saal daher Dein Fremdenbuch vor, Christel, und wird nach dem alten Mann gefragt, so habe ich mich" — hier deutete der Graf auf die Füllung seines Tellers — „dankersüßten Gemüthes zum Souper zurückgezogen.“ Er schritt mit dem Geschirr in die zweite Thür; unter leisem Kopfschütteln, jedoch schweigend folgte ihm die Wirthin des Hauses.

Raum waren Beide fort, als aus der Hauptthür das mildthätige Schwesterpaar trat sammt dem Vater, der einen tiefen Athemzug that: „Ihr habt Recht, Kinder, der Abend ist zu schön für den Aufenthalt in geschlossenen Räumen. Ach, welch herrliche Luft!“ Er sog sie noch einmal mit der Gier und dem Behagen eines Dürstenden in sich, nahm einen Stuhl am nächsten Tisch und die Mädchen setzten sich zu ihm.

„Weißt Du, Papa,“ begann die Eine, die bei der Wirthin das Bier für den Führer bestellt hatte, „daß Du Dich in der kurzen Zeit auf der Reise schon recht erholt hast?“

„Thu' mir den einzigen Gefallen, Vera,“ bat schnell die Brodspenderin, „und sprich nicht vom Reichstag!“

Befremdet gab Vera zurück: „Wie, spreche ich denn vom Reichstag, Doris?“

„Du darfst,“ versetzte diese, „den Papa gar nicht an die Leiden erinnern, die er dort durchgemacht hat. Der Erholungsprozeß muß sich ganz stillschweigend vollziehen.“

„Nun,“ lächelte der Vater, die Arme verjchränkend, „es läßt sich ja Alles über Erwarten günstig an. Die angenehme Bekanntschaft, die wir an dem jungen Grafen Kracht gewonnen —“

„O,“ fiel Vera ein, „vergiß auch den Baron Schönborn nicht!“

„Den Baron,“ versetzte der Abgeordnete, „kannten wir ja schon von dem Fastnachtsball beim Grafen Schlieben her.“

„Aber doch nur oberflächlich!“ bemerkte Vera.

„Allerdings,“ gestand der Vater zu, „gab ihm die Fahrt noch mehr Gelegenheit, sich in vortheilhaftem Licht zu zeigen. Schönborn und Kracht sind in Wahrheit zwei liebenswürdige und kenntnißreiche Offiziere! Lernen wir nun vollends noch den alten Präsidenten kennen, von dem ich oft gehört, so werden wir interessante Tage haben.“

Doris blickte sinnend vor sich hin: „Wie doch der Zufall im Leben spielt! Wir hätten auf dem Bahnhof in der Residenz nur das Coupé nehmen dürfen, das uns der Schaffner zuerst anwies, so wäre von alle dem nicht die Rede gewesen.“

„Zufall, sagst Du, Doris!“ warf Vera gleichfalls nachdenklich hin. „Wer hat Recht? Diejenigen, die in Allem Zufall, oder die in Allem Bestimmung sehen?“

„Die Einen kommen so weit wie die Anderen,“ erklärte der Vater aufgeräumt, „das ist das Beste dabei. Ich rathe, Mädchen, wir verstricken uns angesichts der allgütigen Mutter Natur nicht in dergleichen tiefsinnige Fragen, die Jeder doch nur nach seinem Gefühl löst.“

Rasche Schritte hinter ihm erregten seine Aufmerksamkeit, so daß er den Kopf wandte. Christel präsentirte ein großes Buch nebst Tintenfaß und Feder: „Die Herrschaften verzeihen, wenn ich störe!“ Die Bäuerin hatte in ihrer

Art und Ausdrucksweise nichts Grobes, wie es sonst den Dorfleuten anklebt; sie war ehemals lange als Köchin im Dienst der verstorbenen Gemahlin des Grafen Kracht gewesen und in der Schule der feingebildeten Dame eine „manierliche Person“ geworden.

Der Herr am Tisch errieth Christels Absicht: „Das unvermeidliche Fremdenbuch? Damit hat es keine Eile, Frau Wirthin, wir bleiben ja bis morgen früh.“

„Die Polizei —“ versuchte sie einzuwenden, doch er unterbrach sogleich:

„Die Polizei wird wohl hier nicht so streng sein.“

„O doch!“ behauptete sie.

„Am Abend,“ sagte er etwas determinirter, „liefern Sie keine Fremdenliste ab. Geben Sie mir das Buch morgen! Ich habe, offen gestanden, nicht Lust, heut noch einen Finger zu rühren. Wie fing das Lied von Freiligrath an, das uns der Hauptmann Schönborn im Waggon deklamirte?

So laß mich sitzen ohne Ende,

So laß mich sitzen für und für!“

Er streckte die Beine behaglich von sich.

„O, Papa,“ sagte Vera vorwurfsvoll, „Du travestirst das wundervolle Lied!“

„Mein Herr,“ begann Christel nochmals.

Da verflog seine gute Laune, er verstärkte die Stimme: „Sie werden jubringlich, gute Frau! Es ist Zeit, mich einzuschreiben, wenn ich weggehe.“

„Was nun?“ flüsterte Christel bei Seite, doch schien sie Rath zu finden: „Sie entschuldigen —“

Er machte eine heftige Bewegung: „Hören Sie, Sie

sind eine langweilige Person!" Das Eigenschaftswort dehnte er bedeutend.

Doris legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm: „Papa, Du bist noch aufgeregert vom Reichstag!“

Christel ergriff den Beistand, der sich ihr bot: „Der Herr Vater versteht falsch. Ich will nichts mit dem Buch.“

„Was sonst?“ fragte er.

„Ich meine, Sie ständen schon d'rin,“ erklärte sie. Er sah sie mit großen Augen an. Da er aber nicht sprach, richtete Christel ihre Rede weiter an Doris: „Wenn ich den Herrn Vater so ansehe, kommt er mir so bekannt vor. Ich meine, Sie hätten schon früher bei mir logirt.“

„Da irren Sie sich!“ sprach er kurz ab. „Ich bin zum ersten Mal mit meinen Töchtern in dieser Gegend.“

Christel war noch nicht beruhigt: „Dann war's vielleicht Ihr Herr Bruder, der Ihnen auffallend gleicht.“

„Ich habe gar keinen Bruder!“ brachte er die Verhandlung zum Abschluß. „Wo ist der Führer? Schicken Sie mir den Führer her!“

„Den — den,“ stotterte sie.

„Herr Gott im Himmel!“ fuhr er auf. „Den Führer! Ich will mit ihm sprechen!“

Verlegen bis zur Verzweiflung brachte sie heraus: „Er ist gerade beim Essen und — und läßt sich noch schön bedanken.“

Damit der Vater keinen neuen Akt der Festigkeit beging, kam ihm Doris zuvor: „So schicken Sie uns den alten Mann, wenn er sich gesättigt hat!“

Christel wußte nichts mehr zu thun, noch zu sagen, mit stummem Kniz entfernte sie sich.

„Ein widerwärtiges Weib!“ murrte der Vater.

„Nun, nun, Papa,“ begütigte Doris abermals, „so schlimm ist's nicht! Wenn ich Dein Arzt wäre, müßtest Du Dein Mandat niederlegen.“

„Ich nicht mehr Abgeordneter?“

„Die Ehre bringt euch Alle um's halbe Leben.“

„Das verstehst Du nicht!“

„Ach seht,“ lenkte Vera ab, „wir bleiben nicht die einzigen Gäste hier, der Abend schenkt uns noch einen Hausgenossen!“ Sie deutete nach der Landstraße. „Und wer ist's? Erkennt ihr ihn wieder?“

Doris blickte hinaus: „Der langhaarige Mensch, der an der Ruine auf dem Hirschsprung im Grase lag und schrieb!“

Da betrat der Bezeichnete den Platz, stieß, als er der kleinen Gesellschaft ansichtig ward, ein „Ha!“ der Ueberschreckung aus und zog den Hut. Die Mädchen erwiederten vornehm kurz durch Kopfnicken, ihr Vater vergalt den Gruß gar nicht. Der junge Mann mit dem Känzlel auf dem Rücken drehte sich einmal rund um seine eigene Achse, dann suchte er den Hauseingang, schien, da er zwei bemerkte, zweifelhaft, welchen er wählen sollte, und entschied sich zuletzt für den bescheideneren, schmäleren.

Vera sicherte ihm nach: „Ein sonderbarer Gesell! Er erschrak förmlich, uns auch hier zu sehen.“

Doris lachte ebenfalls leise: „Das Zuviel an seinem Scheitel gleicht das Zuwenig an Rock und Weinkleidern

aus.“ Beide Kleidungsstücke fielen in der That durch ihre Kürze auf.

„Dieser Mensch,“ begann der Vater der Mädchen, ihnen die Heiterkeit verweisend, „ist keineswegs eine lächerliche, sondern eine mitleidswerthe Figur, denn ich nahm auf dem Berge von ungefähr wahr, was er zu Papier brachte: es waren Verse!“

„Darum mitleidswerth?“ lachte Doris lauter als zuvor.

„Papa,“ mischte Vera sich ein, „aus Dir spricht zu stark der Gutsbesitzer und Oekonom!“

Er winkte ihr Schweigen: „Dankt Gott, daß euer Vater Güter besitzt und ökonomisch ist! Doch in allem Ernst: die Poesie, die ich auf Anhöhen und vor Ruinen entstehen sehe, erinnert mich stets an die Cigarren, die nur auf hohen Bergen zu rauchen sind.“

Vera schlug die kleinen Hände zusammen: „Welcher Vergleich!“

Der Sprecher ließ sich nicht beirren: „Menschen, die auf Reisen kein verwittertes Gemäuer betrachten können, ohne ihm ein Sonett oder eine Ode zu versetzen, sind vom Dichter weit entfernt. Die wahre Dichtung zieht sich, wie es in der Bibel vom wahren Gebet heißt, in ein stilles Kämmerlein zurück, da treibt sie ihre schönsten Blüten.“

„Vera,“ bemerkte Doris, „unser Papa ist doch nicht so sehr Oekonom in Deinem Sinne, wie Du gewähnt.“

Auf's Neue wurde hier die Unterhaltung abgelenkt. Der vermeintliche Führer trat aus der Thür mit Christel und zischelte ihr zu: „Ach geh, Du bist eine ganz ungeschickte Person!“

Gekränkt entgegnete sie: „Hier ungeschickt, da zudringlich, mehr kann der Mensch nicht verlangen!“

„Hebe Dich weg!“ befahl der Graf leise.

„Ich komme nicht wieder über die Schwelle!“ äußerte sich ihre Empfindlichkeit.

„Daran wirst Du wohlthun!“ war sein letztes, und Christel machte Kehrt.

Die Drei am Tisch hatten die graue Toppe bemerkt, die noch einen Augenblick in der Entfernung stillstand.

„Nur näher, Freund!“ winkte der Vorsitzende. Der Graf kam der Aufforderung nach.

„Hat's geschmeckt?“ erkundigte sich Doris freundlich.

„Es war zu viel — Güte von Ihnen!“ wich Kracht aus.

„Bei Ihrer Ortskenntniß,“ hob der Herr an, „können Sie uns jedenfalls auch sagen, wo hier die Besitzungen des Grafen Kracht anfangen.“

Der Gefragte stuchte leise: „Bin ich verrathen?“ Er fixirte das Dreiblatt.

„Wissen Sie's nicht so genau?“ fragte Doris.

„Die Herrschaften befinden sich bereits auf seinem Grund und Boden,“ gab Jener, immer mit prüfendem Blick, zur Auskunft.

„Der Graf ist der reichste Grundherr in Ihrem Regierungsbezirk?“ examinirte der Vorige weiter.

„Er gilt dafür.“

„Und wie weit ist's bis zu seinem Schloß?“

„Auf der Fahrstraße —“

„Nein, wir sind auf Fußwege eingerichtet.“

„Der Fußweg erfordert eine kleine Stunde. Aber er ist schwer für die Fremden zu finden.“

„Verstehst Du, Papa?“ lächelte Doris leise.

Zum Beweise, daß er verstand, wandte sich der Vater an den Ortskennner: „Wollen Sie uns morgen Früh führen?“

„Wenn die Herrschaften das Schloß zu besichtigen wünschen —“

„Wir bleiben einige Tage dort!“ erklärte der Unbekannte.

Kracht stuzte auf's Neue: „Sie treffen wahrscheinlich nur den Kastellan Thomas. Ob der Graf anwesend ist —“

„Wir finden den jungen Grafen!“

„Der soll erst in etlichen Tagen eintreffen,“ sagte der Führer.

„Wir haben,“ wurde er belehrt, „unterwegs keine Bekanntschaft gemacht und sind zu morgen von ihm eingeladen. Also wollen Sie uns bis zum Schloß führen? Wir brechen bei guter Zeit auf.“

„Wenn die Herrschaften erlauben, daß ich umkehre, sobald das Schloß in Sicht ist —“

„Sind Sie schon anderweit bestellt, Alterchen?“ warf Doris ein.

„Das nicht, ich will nur meinem einzigen Sohn entgegen, den ich lange nicht gesehen. Er kommt auf Urlaub.“

„Die Freude werden wir Ihnen gönnen,“ bewilligte der Gutsbesitzer.

„Ihr Sohn ist Soldat?“ sprach Doris vermuthend aus.

„Ja, er dient auf Avancement.“

„Da wünschen wir Ihnen, daß er bald Unteroffizier wird,“ sagte das Mädchen.



„Ich danke gehorsamst!“ Kracht verbeugte sich und murmelte: „Ich bin nicht verrathen!“

„Hören Sie, Führer,“ nahm der Reichstagsabgeordnete wieder das Wort, „ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, die ich im Stillen schon auf dem Hirschsprung gemacht: Sie heben sich in Benehmen und Sprache wesentlich ab von den Leuten Ihresgleichen.“

„Mag sein!“ zuckte Kracht die Achsel.

„Die Gebirgsführer,“ setzte der Andere fort, „sind meistens rohe und plumpe Burschen, deshalb hab' ich's anfänglich unterlassen, einen zu nehmen. Bei Ihnen mußte ich mir nach den ersten Worten sagen: der Mann ist für seinen Stand merkwürdig gebildet!“

„Ich bin nicht von jeher Führer gewesen,“ antwortete der Graf bescheiden, „bin's erst durch Verhältnisse in meinem Alter geworden.“

„Das müssen traurige Verhältnisse sein!“ sprach Doris mitleidig.

„Es ist immer traurig, wenn man alt wird!“ seufzte der Graf.

„Du hörst,“ raunte Vera der Schwester zu, „er will nicht von seinen Verhältnissen sprechen, frage nicht weiter!“

„Haben die Herrschaften noch etwas zu befehlen?“ hob Kracht den Kopf, den er auf die Brust hatte sinken lassen.

Der Gutsbesitzer stand auf: „Wir werden Sie morgen benachrichtigen, wenn wir gerüstet sind. Macht ihr noch eine Promenade durch den Garten hinter'm Hause mit mir Kinder?“

Vera sprang auf: „Gern, Papa!“

Doris verließ gleichfalls den Sitz; theilnehmend klang es von ihrer Lippe: „Gute Nacht, Alterchen!“ Kracht verneigte sich schweigend.

Vera wandte noch einmal den Kopf: „Haben Sie denn auch Ihr Bier getrunken?“

Er verneinte: „Die Wirthin hat mir keins gebracht —“

„Was?“ fuhr der Fremde wieder auf. „Keins gebracht?“

„Ich bin nicht daran gewöhnt!“ sprach der Graf.

„Nicht daran gewöhnt!“ wiederholte Vera, einen viel-sagenden Blick mit Doris wechselnd.

„Ja, ja, Kinder, es gibt Existenzen —!“ sagte ihr Vater leise im Voranschreiten, die Mädchen folgten ihm.

Der Graf sah sich allein, sein gedrücktes Wesen verwandelte sich. „Köstlich,“ lachte er, „Alles — bis auf das verwünschte Alter!“ Hier kratzte er sich mit dem Finger hinter'm Ohr. „Doch einmal muß der Abschnitt gemacht werden, und wenigstens haben die reizendsten Lippen die Grenze gezogen. Die Leuten gehören zu uns, das ist klar, da Fritz sie invitirt! — Allein wie kommt mein filius darauf, mir ohne Weiteres Gäste zu bringen? Sein Kamerad Schönborn ist angekündigt; mit dieser Familie überfällt er mich? — Und sein Besuch bei der Tante? — Gleichviel! Habe Dank, mein Junge, Du gibst mir die Möglichkeit, ein Butterbrod anständig zu erwidern!“ Er drehte sich mit Leichtigkeit auf dem Absatz und wollte in's Haus, als ihm das langhaarige Haupt des jüngst Eingekehrten ohne Hut und Känzel entgegentrat und nach flüchtigem Blick auf den verlassenen Gesellschaftstisch die graue Zoppe in's Auge faßte.

Kracht wollte vorbei, der junge Mann aber stellte ihn wie ein Jagdhund das Wild: „Ich täusche mich nicht, Sie sind der —“

Der Graf stand frappirt: „Wer bin ich?“

„Der Mann, der am letzten Aussichtspunkt einen fremden Herrn mit zwei jungen Damen unterwies.“

„Ja so, der Mann bin ich,“ räumte die Excellenz beruhigt ein.

„Die Damen sind hier,“ fuhr Jener fort.

„Zu dienen.“

Begierig folgte die Frage: „Wer sind die Damen?“

„Das kann ich leider nicht sagen!“ betonte Kracht, ließ den Unbefriedigten stehen und begab sich in's Haus.

Der junge Mann blieb ein paar Sekunden wortlos, dann griff er in seine Brusttasche, zog ein beschriebenes Blatt heraus und hielt es vor sich hin: „Ich wag' es! Gebe das Schicksal, daß sie dich finden!“ Er drückte das Blatt an den Mund und legte es auf den Tisch, woran er bei seiner Ankunft die Schwestern erblickt. Dann schied er davon, eine Hand am Herzen, die andere emporgestreckt: „Ich bete mit Tasso: Witterung des Glücks, begünst'ge diese Pflanze doch einmal!“ So ging er davon, in's Haus zurück.

Die Gartenpromenade der kleinen Familie hatte nicht lange gewährt. Wenigstens wurde der Vater mit Vera schon wieder sichtbar und sagte zu ihr: „Ihr hattet gleich begriffen, weshalb ich aufstand?“

„Natürlich, Lieber Papa!“

„Wenn Doris die Wirthin bringt, stellt ihr Beide

das Examen an, ich werde den stillen Zuhörer abgeben. Verdient der alte Mann die Theilnahme, die er uns einflößt, so spreche ich feinetwegen mit dem Präsidenten, und das Weitere wird sich arrangiren. Keinenfalls soll er fernerhin sein Brod so sauer erwerben!" Zudem eilte Doris herbei und vervollständigte die Gruppe. „Nun? Allein, Doris?" wunderte sich der Vater.

„Die Frau will Dir nicht wieder nahe kommen, Papa, Du hast sie schlecht behandelt.“

„Gab sie Dir Bescheid, Kind?“

„Sie ist übler Laune,“ meldete Doris, „nicht einmal den Namen des Führers bekam ich heraus.“

„Ein abscheuliches Weib!“ recensirte der Hörer erbittert.

Die Tochter hob altklug den Warnungsfinger: „Siehst Du? Man muß es mit Niemand verderben! Man weiß nicht, wie man ihn noch braucht.“

„Wir brauchen die Närrin nicht,“ erklärte er kategorisch. „Leiten wir's morgen auf zarte Weise ein, so erzählt uns der Führer selbst unterwegs das Nöthige. Die Wirthin hätte uns schließlich noch falsch berichten können. Es ist besser so. Nun kommt hinauf!“

„Schon zu Bett?“ klagte Doris.

Er zog ein Organ der Presse aus seinem Rock: „Ich trage die heutige Zeitung noch ungelesen bei mir.“

„In die orientalische Frage mischen wir uns nicht,“ versetzte Doris. „Laß uns unten, Gefahr für unsere Sicherheit droht in dieser Idylle von keiner Seite!“

„So bleibt,“ concedirte er, „nur setzt euch nicht zu lange der Abendluft aus!“

„Wir werden gute Kinder sein,“ gelobte Doris, „und uns nicht krank machen.“ Er nickte zufrieden und ging.

Mit der Schwester allein, faßte Doris Vera's Hand: „Ich bleibe Deinetwegen unten, Vera!“

„Meinetwegen?“

Doris zog sie neben sich auf eine Bank nieder und erläuterte: „Die Wand zwischen Papa's und unserem Zimmer ist sehr dünn.“

„Was meinst Du damit, Doris?“

„Deinem lieben Herzen ist es Bedürfnis, sich auszusprechen, wenn wir unter uns sind.“

„Worüber hätte ich mich auszusprechen?“

„Nicht über unsere Reisegefährten? Der Baron Schönborn war so sichtlich erfreut, Dir wieder zu begegnen —“

„Mir, Doris?“

„Ja, Dir! Mir wollte schon damals auf dem Ball bei Schlieben scheinen, daß er Dich besonders auszeichnete.“

Vera gerieth in Verwirrung: „Was willst Du?“

„Die Bestätigung, daß er Dir unterwegs bedeutend näher gerückt!“

„Diesmal hat Dich Deine Beobachtungsgabe im Stich gelassen!“ meinte Vera ernst.

„In dem Fall würdest Du lachen, Schatz!“ sagte die Andere.

„Wie soll ich lachen? Ich bin so erstaunt, daß Du Dinge aus der Luft greiffst —“

Doris unterbrach: „Was man aus der Luft greifen kann, muß darin stecken.“

Bera machte Miene, aufzustehen: „Dir zu widersprechen ist vergebens.“

Die Schwester hielt sie fest: „Also gibst Du's zu?“

Halb entriistet erwiderte Bera: „Ich denke nicht d'ran!“

Doris streichelte ihr das Kinn: „Bera! Liebchen!“

Das Schmeicheln half nicht: „Du wirst mich noch böse machen, Doris!“

Diese ließ sich nicht abbringen: „Ich verrath' es ja nicht dem Papa. Und gemerkt hat er nichts; denn er freut sich zu unbefangen auf die Tage im Schloß.“ Bera schwieg. Doris fuhr fort: „Hätte er entdeckt, was in Dir vorging, als Herr v. Schönborn den Freiligrath recitirte —“

Hier fiel Bera unruhig ein: „Ich bitte Dich!“

„Da geschah's!“ erklärte Doris schnell. „Ja, ja, welche Wirkung kann so ein Dichter üben! Und ohne daß er sie beabsichtigt hat.“

Bera griff die letzte Bemerkung auf: „Darf er überhaupt Wirkung beabsichtigen?“

„Ach, Du Schlange! Sizen wir beim ästhetischen Thee?“ scherzte Doris, ihre Hand nehmend. „Du sollst mir gestehen — doch still!“ schnitt sie selbst, was folgen sollte, ab und flüsterte:

„Was raschelt im Laube? Was regt sich im Rohr?“

Es knistert der Riesand, wer tritt aus dem Thor?“

Es war der langhaarige junge Mann, der, aus dem Hause schleichend, die Schwestern halb umkreiste, sich dem nicht wieder von ihnen besetzten Tisch näherte, den Kopf darüber neigte, sein niedergelegtes Blatt musterte und, da

er's unberührt fand, mit einem schvermuthsvollen Seufzer sich entfernte, wie er gekommen. Die Schwestern hatten lautlos sein Gebahren verfolgt, jetzt sahen sie einander be fremdet an. „Was bedeutet das?“ fragte Doris. „Er umsegelte den Tisch, an dem wir vorhin geseffen? Und was liegt da?“

„Ein Blatt Papier!“ sagte Vera.

„Hast Du es gehört? Er seufzte wie ein Gespenst um Mitternacht.“

„Als sollten wir aufmerksam auf den Zettel werden.“

Doris erhob sich: „Laß doch sehen!“

Vera blieb sitzen: „Wozu?“

Doris aber meinte: „Wenn man einem Menschen gefällig sein kann, warum nicht?“

„Welche Neugier!“ tabelte Vera.

„Ich habe einen anderen Gedanken dabei,“ entschuldigte sich die Gescholtene. „Entsinne Dich, als wir in der Residenz bei'm Diner saßen, schob Jemand ein ähnliches Papier auf unsere Tafel. Papa nahm es und las eine Bitte um Unterstützung. Es kann uns hier wieder so gehen; denn daß den jungen Mann der Ueberfluß nicht drückt, zeigt sein Exterieur.“

„Du glaubst?“ rief Vera und fuhr schnell in die Höhe.

„Er ist vielleicht,“ malte Doris aus, „nicht im Stande, sein Nachtlager zu bezahlen.“ Beide Mädchen eilten an den Tisch. Doris ergriff das Blatt: „Vera! Ein Gedicht! Ich habe ihn unterschätzt, er spricht nicht an.“

„Was denn?“

„Er hetet an!“ Und geschwind las Doris:

„Wenn ich euch Beide vor mir sehe,  
Fühl' ich entzückt,  
Wie Deine und wie Deine Nähe  
Beglückt.“

Bera hörte erstaunt: „Auf wen geht das?“  
Ohne zu antworten, las Doris weiter:

„Für Schwestern will mein Blick euch halten —“

„Das gilt uns!“ erschrak Bera.

Wieder ohne Antwort repetirte Doris:

„Für Schwestern will mein Blick euch halten,  
Doch weiß ich's nicht.  
Ach, dürst' ich frei mein Herz entsalten,  
Wie's für euch spricht!“

„Ist er bei Sinnen?“ wallte die Zuhörerin auf.

„Für uns Beide,“ lächelte Doris, „spricht sein Herz!“

„Diese Albernheit!“ kritisirte Bera. „Wirf den Un-  
sinn weg!“

Doch Jene sprach: „Der Kelch geht schon auf die  
Neige,“ und las zu Ende:

„Hat mich das Glück euch finden lassen,  
O, warum sollte nicht das Glück  
Auch fester uns zusammensassen  
Zu ewig einigem Geschick?“

„Unverschämter!“ rief Bera außer sich.

Doris dagegen legte kühl das Blatt auf den Tisch  
zurück und faltete die Hände: „O Väterchen, wie recht  
hattest Du: der Mensch ist mitleidswert!“

„Das sagen wir dem Papa!“ nahm Bera sich hitzig vor.  
Doris blieb stets gemessen: „Sind wir kleine Kinder?“



Er hat Aerger genug mit seiner Politik. Komm an unseren Platz zurück!"

"Ich will in's Zimmer!" beehrte Vera unwirsch.

Doris faßte sie bei der Hand und führte die Widerstrebende an ihren vorigen Ruheitz: „Nein, wir bleiben; der junge Mann muß einen Denktettel erhalten; denn unzweifelhaft taucht er bald wieder auf, um zu sehen, welche Wirkung —“ bei dem Wort stockte sie und ging in einen leichten, heiteren Ton über — „nun ist ja Deine Frage beantwortet, ob der Dichter Wirkung beabsichtigen darf.“

„O!“ versetzte Vera mit wegwerfender Geste, indem sie sich neben der Schwester niederließ.

Da erschien der Poet auf der Schwelle, lispelte: „Sie haben gelesen!“ und blieb lauschend stehen.

„Da ist er!“ sagte Doris leise. „Sieh nicht hin, aber fahre fort, mache Deinem Unwillen Lust, ich werde mein Theil dazu geben!“

Vera gehorchte und sprach, nach dem Tische zeigend, laut: „Du willst solch abgeschmacktes Zeug doch kein Gedicht nennen?“

Der Verfasser zuckte zusammen.

„Man müßte,“ erwiederte Doris, „an den Thierschutz-Verein schreiben, daß er seine Statuten auf den Pegasus ausdehnt.“

Der Pegasusreiter hielt sich am Thürpfosten fest.

„Der Unglückliche,“ beklagte ihn Vera, „wenn er diese Beschäftigung fortsetzt, kann sich in's Irrenhaus bringen!“

„Ich danke Ihnen!“ flüsterte es an der Thür.

„Der junge Mann,“ hob Doris wieder an, „der an den Tisch trat und einen Blick darauf warf, entfernte sich auch mit einem Seufzer des Erbarmens.“

„Wer diesem konfusen Keimschmied,“ sprach Vera, „eine Wohlthat erweisen wollte, gewöhnte ihm seine Passion ab.“

„Laß Dich ja nicht mit ihm ein,“ warnte Doris, „falls er zum Vorschein kommt! Wir hätten das Recht, ihm eine Lektion zu erteilen, nur, wenn er sich die Reisefreiheit erlaubte und uns mit seinen hintenden Bersäßen nachliese.“

„Gute Nacht!“ lallte es an der Thür. Der Lauscher verschwand.

Da klatzte es hinter den Mädchen an einem aufspringenden Fenster im oberen Stockwerk des Hauses in die Hände, der Vater stand dort mit seiner Zeitung und rief hinab: „Kinder, Kinder, es wird kühl!“

„Wir sind auch vollständig befriedigt,“ gab Doris aufstehend zurück. „Nicht wahr, Vera?“

„Vollständig!“ stimmte diese ein, und Arm in Arm schritten die Schwestern dem Hause zu, bis Doris noch einen Moment anhielt und leise sagte: „Nein, ich bin's doch noch nicht! Von wem wünschst Du heute Nacht zu träumen?“

Vera umschlang sie zärtlich: „Von Dir!“ Und nach einem raschen Kuß lief sie voran. Doris suchte sie einzuholen, doch es gelang ihr nicht. Der Vater wollte sein Fenster schließen, als Stimmen in der Nähe auf der Landstraße ihn davon abhielten; er legte die Hand über die Augen, um besser zu sehen, und murmelte: „Was ist das für ein Aufzug?“

Es waren drei Personen, die sich zeigten, eine männliche und zwei weibliche. Die männliche, stark mit den behandschuhten Händen und einem Regenschirm fuchtelnd, bildete die Spitze. Ueber jede der breiten Schultern hing ein Plaid herab. Von den weiblichen Gestalten unterstützte die jüngere beim Gehen die ältere. Der Zugführer prallte wie entsezt zurück: „Heiliges Donnerwetter!“ Der Zeitungsleser beugte sich aus dem Fenster. Hinter ihm erschienen die Häupter seiner Lieben. Unten polterte es nach kurzer Pause fort: „Nein, so was lebt nicht! Sind wir meiner Seelen wieder, wo wir Mittag gewesen!“

„Ich bin froh, Vater,“ begann die Jüngere seines Gefolges, „daß wir irgendwo sind. Mutter ist ganz erschöpft.“

„Ja, ich bin es!“ ächzte die als Mutter Bezeichnete matt, ließ den Kopf tief sinken und wollte aus dem Arm der Tochter auf einen Stuhl fallen. Der Gatte kam aber zuvor und hielt sie aufrecht:

„Nur nicht niedersezen, Adelgunde, sonst kriegt Dich kein Pferd wieder in die Höhe! Betty,“ wandte er sich der Tochter zu, „nimm sie, bestelle Zimmer und zieh' sie gleich aus!“ Er lud die mütterliche Last von Neuem dem Mädchen auf, das sich folgsam mit ihr über die Schwelle der Hausthür schleppte. Die geknickte Frau stützte ihre freie Hand auf einen Schirmstock und stöhnte; Worte hatte sie nicht mehr. Der draußen bleibende Gatte pustete, entledigte sich der Plaids, lockerte seine Rockärmel und stieß den Hut, den er abriß, wüthend auf den ersten Tisch: „Ist das eine nichtswürdige Welt!“ Indem erblickte er über sich am Fenster den Herrn mit den jungen Damen

und rief ohne Gruß hinauf: „Auch Gebirgsreisende?“ Der Herr bejahte durch stummes Nicken.

„Auch verlaufen?“

„Durchaus nicht!“

„Aber ich!“ schwang der Untenstehende den Schirm. Er brauchte fühlende Herzen, sich mitzutheilen, und schüttete unaufgefordert aus: „Stellen Sie sich vor: Mittag esse ich hier mit meiner Frau und Tochter, Kaffee trinken wir auch noch — Weiber können ja nicht ohne Kaffee leben — obgleich ich immer trieb: macht, macht, daß wir fortkommen! Endlich sind wir so weit und rücken aus. Ich wußte meinen Weg, ich hatte mich schon am Morgen ganz genau erkundigt. Auf einmal im Walde geht's nach drei Seiten ab und kein Wegweiser da! Eine lottrige Wirthschaft hier zu Lande! Nun war guter Rath theuer. Immer der Nase nach! sage ich zuletzt und will geradeaus. Kommt uns ein junger Mensch entgegen, der aussieht, als könnte er kein Wasser trüben, so zimperlich, das reine Ohrwürmchen! Aber der Kukuk traue heutzutage Einem! Der Arrian wird gefragt und weist uns links. Wir links, laufen und laufen, daß wir schwarz werden, die Bäume nehmen kein Ende. Ich bleibe stehen und sage zu meiner Frau: Abulgunde, wir sind auf dem Holzweg! Sie widerspricht, denn Weiber wissen Alles besser. Marsch vorwärts also! Die Bäume nehmen keine Ende. Ich bleibe wieder stehen: Abulgunde, siehst Du jetzt ein, daß wir auf dem Holzweg sind? Jetzt sieht sie's ein. Also ganze Kompagnie kehrt! Aber an den alten Fleck kommen wir nicht zurück.“

„Ihre Schuld!“ glosfirte der Herr oben, der sich an der Darstellung des Mißgeschicks zu amüsiren anfing.

Der Angeklagte blies sein rothes Gesicht auf und stemmte beide Fäuste in die Hüften: „So! Meine Schuld? Was Sie sagen! Hätte uns der Windhund nicht links geschickt, wo wir rechts mußten —“ hier brach er plötzlich ab und stotterte, seitwärts blickend: „Da — da —“

Der langhaarige Versifex war auf den Fußspitzen aus dem Hause geschlichen und lispelte: „Wehe mir, wenn das Blatt noch in andere Hände fiele!“ Er hatte nur Augen für den Tisch, wo sein Fabritat lag, und steuerte darauf los, aber kaum steckte das Papier in seiner Tasche, so schlugen zwei Handschuhe mächtig zusammen, donnernd krachte es: „Ich hab' ihn, das ist er!“ und der Unglückliche, der bestürzt herumfuhr, fühlte sich von nervigen Fingern an den Patten seines Rockes gepackt. Vater und Maus — denn denen war das Paar zu vergleichen — starrten einander an, als handle es sich um Tod und Leben zwischen ihnen. Der Reichstagsabgeordnete erkannte die Mißlichkeit der Situation und erklärte schnell entschlossen seinen Töchtern: „Ich eile hinunter, daß kein Skandal entsteht!“ Gesagt, gethan. Die Mädchen blieben allein auf der Warte.

„Guten Abend!“ schrie jetzt unten der Häfcher seinen Gefangenen an.

„Mein Herr?“ stammelte der Wehrlose.

„Wie können Sie uns einen falschen Weg weisen? Meine Frau ist halb todt!“

„Vater!“ rief es hinter dem Aufgebrachten, und eine weiche Hand legte sich auf seine Schulter.

„Betty,“ triumphirte er, „hier fieh ihn Dir noch einmal an!“

„Mein Fräulein, ich beschwöre Sie,“ flehte das Opfer, „wenn Sie denken —“

„Meine Tochter denkt gar nicht! Wie können Sie uns einen falschen Weg weisen?“ wiederholte der Packan, den Gegenstand seines Grimms schüttelnd.

Jetzt erreichte auch der Vermittler das Freie und trat dicht an das Feuergeſicht, dem Betty zuredete: „Laß es doch gut ſein, Vater!“ Sie ſuchte ihn wegzuziehen.

Er befreite ſich von ihr, ließ zugleich den jungen Mann los und geſtikulirte gegen den Dritten ſeines Geſchlechts: „Ich frage Sie, iſt dieſes Mädchen nicht ein Engel? Ich ſoll's gut ſein laſſen, wo ich den Schaden habe! Meine Frau iſt halb todt!“

„Ich hatte mich,“ begann der Delinquent ſeine Vertheidigung, „ſelbſt in der Richtung geirrt.“

„Ausflüchte!“ ſchnaubte ſein Gegner ungläubig. Der laute Wortwechſel zog auch die graue Toppe vor's Haus, doch blieb der Graf mit Bedacht entfernt von den Parteien ſtehen.

„Als ich deſſen inne ward,“ fuhr der Miſſethäter fort, „war es zu ſpät, mein Verſehen zu redreſſiren.“

„Redreſſiren!“ lachte der Mann der halb todten Frau ironiſch und ſchickte wie einen Poſaunenstoß nach: „Wer's glaubt!“

„Ich glaube es,“ trat der Gutsbeſitzer mit Haltung dazwiſchen. „Es war ſicherlich nicht böſer Wille von dem jungen Mann, Sie irre zu leiten.“

„Ich danke Ihnen, mein hochzuverehrender Herr!“ zitterte der in Schutz Genommene heraus.

Doch der Geschädigte rief dem Defensor zu: „Herr, mitreden kann Jeder, aber beweisen!“

Jener zog ihn am Arm bei Seite: „Beweist die Erscheinung nicht genug? Sehen Sie ihn doch an! Das ist kein Wolf im Schafskleide. Außerdem hab' ich bemerkt: er macht Verse! Und Sie kennen vielleicht das Wort: Böse Menschen haben keine Lieder!“

„Sie sind ein gemüthlicher Mann!“ erwiderte der kurz zuvor noch so Heftige wie umgewandelt und kehrte sich laut seiner Tochter zu: „Komm, Betty!“ Ohne sich weiter zu verabschieden, ging er mit dem Mädchen in's Haus.

Der Gerettete näherte sich seinem Befreier: „Mein Herr, ich weiß nicht, wodurch Sie ihn begütigt, aber ich danke Ihnen!“

„Schlafen Sie wohl!“ lautete die kurze Entgegnung, und der Abgeordnete verließ ebenfalls den Platz.

Der junge Mann wankte auf den Füßen und griff sich an die Stirne: „Ich werde kein Auge zuthun. O, meine Mutter!“

Die graue Joppe hatte es gehört und kam theilnehmend näher: „Ihnen ist schlecht?“

„O, ganz miserabel! Bringen Sie mich zu Bette!“

Er fiel dem Grafen halb in den Arm, der ihn gutmüthig stützte und leise dabei brummte: „Nicht übel, ich werde auch noch Kinderfrau!“ Halb lächelnd, halb bedauernd sahen Doris und Vera vom Fenster oben Beiden nach.

## 2.

Die Sonne des nächsten Morgens hatte kaum die Gipfel der Berge entzündet, als auf dem Plage vor dem Wirthshause eine minder traurige Scene spielte. Wirthin und Gäste lagen noch fest im Schlaf, Graf Kracht aber lag in den Armen eines jungen Mannes, der keine Toppe, sondern das eleganteste Civil trug. In ebenso gewählter Tracht, den glänzenden Hut in der Hand, stand ein Dritter seitwärts und hörte zu, wie es in die Morgenluft schallte: „Mein Sohn, mein Friß!“ und „mein lieber, geliebter Vater!“

Aus der Umarmung die Rechte befreiend, streckte der alte Graf sie dem Unbetheiligten entgegen: „Hauptmann Schönborn, der treueste Waffengefährte meines Friß, ist mir willkommen wie ein zweiter Sohn!“

„Excellenz,“ hob Schönborn, sich verbeugend, an, doch Friß raubte ihm das Wort:

„Ihr könnt eure Höflichkeiten später wechseln! Herzenspapa, wir pochten um Mitternacht an's Schloß, hörten, wo Du zu finden, und sattelten beim ersten Hahnen schrei, um Dich zu wecken. Aber Dich wecken? Da stehst Du schon wie Phöbus, der rüstige Gott!“

„Solch Wort hört man noch gern!“ freute sich der Graf.

Noch einmal umarmte ihn der Sohn: „Ich möchte jubeln wie als Gymnasiast, wenn ich im Ferienkittel vom Wagen sprang!“

Der Vater drängte ihn sanft von sich: „Vorsicht, Vorsicht, im Hause schläft noch Alles!“

„Gi was,“ rief Friß, „ich trommle die Christel sammt



ihren Gästen auf, an solchem Morgen braucht Niemand mehr zu schlafen!"

Der alte Graf zeigte in's obere Stockwerk: „Du weißt nicht, wer dort oben im Schlummer ruht.“ Ehe Friß jedoch fragen konnte, wer, ging der Papa rasch zu der Frage über: „Was macht Tante Elisabeth?"

Mit schelmischem Blick auf seinen Kameraden, dem er ein Zeichen gab, zu reden, erwiderte Friß: „Sie knurrt!"

„Weil Friß nur wenige Stunden bei ihr geblieben,“ erklärte Schönborn.

Der Vater lächelte den Sohn an: „Die Gile beweist Deine lebhafteste Sehnsucht nach mir!"

Friß blickte über die Schulter zurück: „Siest Du, Schönborn, solchen Vater habe ich nun, der mir immer das Beste zutraut.“

„Andere Ursachen hätten Dich getrieben?“ forschte der Graf.

„Jetzt schäme ich mich,“ erwiderte Friß.

„Soll ich Dir beistehen?“ sagte Schönborn. „Excellenz, Friß hat im Vertrauen auf Ihre Güte gewagt, Ihre Gastfreundschaft —“

„Auf eure Reisegesellschaft auszudehnen,“ vervollständigte der Angeredete.

„Du weißt?“ rief Friß überrascht.

„Von ihr selbst!“ Er zeigte wieder nach den verhängten Fenstern hinauf.

Die Augen der jungen Männer folgten seiner Hand, auf den Gesichtern spiegelte sich helle Freude. Von nun an aber dämpfte Friß seinen Ton: „O, Engelspapa, wenn Du sie kennen gelernt —“

„Von der liebenswürdigsten Seite!“ versicherte dieser.

„So wirst Du meine Dreistigkeit verzeihen!“

„Mehr als das!“

Der Sohn frohlockte: „Triumph! Der Freiherr von Horst —“

„Endlich der Name!“ lachte der Graf unterdrückt.

„Ja wie? Ihr verkehrt ohne Vorstellung?“

„Einstweilen stehe ich bei unseren Gästen noch in Kost und Lohn als gedungener Führer, der sie heute zum Schloß geleiten soll.“

„Papa!“

Der alte Herr zeigte auf seinen Anzug: „Kleider machen eben noch immer Leute!“

„O, Excellenz scherzen!“ schüttelte Schönborn den Kopf.

„Man mußte doch Ihrer Haltung und Sprache entnehmen —“

„Ich sei merkwürdig gebildet für meinen Stand,“ ergänzte Kracht. „Und Fräulein Doris — ich glaube, so heißt sie —“

„Jawohl,“ bestätigte Fritz eifrig, „jawohl, Doris!“

„Als ich verrieth, daß mein einziger Sohn Soldat, wünschte sie Dir freundlichst den Unteroffizier.“

Fritz ergriff Schönborn's Schultern: „Reizend!“

Der Papa erzählte nun zu noch größerem Ergötzen der jungen Männer, wie er am vergangenen Abend mit Brod und Wurst regalirt worden, und welche Revanche er sich vorgenommen. „Ihr reitet voraus,“ schloß er, „ich thue meine Schuldigkeit als Führer bis zu einem gewissen Punkt, wo ich mich seitwärts in die Büsche schlage, um

unseren Deutschen den Vorsprung abzugewinnen. Im Ritter-  
saal, Fritz, präsentirst Du dann Deinen Papa!"

Die Offiziere fanden die Idee „famos“. Kracht ent-  
gegnete, er fühle sich in seines Sohnes Schuld, der ihm  
das Vergnügen verschafft habe, worauf Fritz ziemlich schnell  
versetzte, die Schuld könne der Papa leicht abtragen, wenn  
er Herrn v. Horst möglichst lange bei sich im Schloß behielte,  
der Freiherr sei ein höchst angenehmer Mann und vertrete  
überdies im Reichstag die politische Richtung des Präsidenten.

Der Vater ließ ihn ruhig zu Ende reden, dann wandte  
er sich, ohne eine Miene zu verziehen, an Schönborn und  
bat um eine militärisch exakte Erklärung, welche der beiden  
Schwestern Horst den Vogel Fritz gefangen.

„Die Aeltere, Fräulein Doris!“ gestand der Befragte  
unumtunden.

Fritz wies geschwind auf ihn: „Und Schönborn ist in  
die Jüngere, Vera, verliebt, eigentlich schon, seit er im  
Winter mit ihr getanzt, aber auf der Reise ist's ihm erst  
ganz zum Bewußtsein gekommen!“

„Danach war nicht die Frage, mein Bester!“ rügte  
Schönborn etwas betreten die vorschnelle Eröffnung.

Doch Fritz verantwortete sich: „Du, wir sind immer  
zusammen in's Feuer gegangen! — Ja, Papa, hier stehen  
wir gerührten Sünder, die bisher in der eisernen Brigade  
trohiger Junggesellen gedient, gestern jedoch im Coupé den  
Entschluß gefaßt, ihren Abschied zu nehmen, wenn zwei  
Töchter und zwei Väter die Hand dazu bieten.“

Der Präsident nickte ernst: „So wandelt der Mensch  
arglos dahin und plötzlich steht er am Wendepunkt seines

Schiedsals. Unbekannte begegnen ihm, und siehe da, sie werden seine Nächsten!"

Der Sohn faltete die Hände wie ein betender Knabe: „Papa, ich lasse Deine Denksprüche auf meine Kosten drucken, wenn ich meiner Neigung folgen darf!"

„Zu Pferde, ihr Herren! Ich führe der Kavallerie das Fußvolk nach!" Das Kommando war die Antwort, die Friß wohl verstand; denn er fiel dem Vater um den Hals. Der joviale Herr gab den jungen Cavalieren das Geleit, bis sie im Bügel saßen, und sah ihnen vom Rande der Landstraße mit Wohlgefallen so lange nach, wie der Staub es zuließ, den die schlanken Pferde aufwirbelten.

Unterdessen war Betty's Vater aus dem Hausflur auf den Platz getreten und bedeutete einer Magd, die ihm mit Tischgedeck und einer Kaffee-Tablette folgte, wo er servirt haben wollte: „Da wird gefrühstückt!" Die Magd vollzog still ihr Geschäft und ging. Der Mann aber bemühte sich trotz der frühen Stunde schon, seine Handschuhe anzustreifen, die ungeachtet ihrer Größe nur mit äußerster Anstrengung auf die Finger zu bringen waren. Welche ungewohnte und lästige Arbeit er verrichtete, ging aus seinem Murren hervor. Er biß die Zähne zusammen: „Dieses bestialische Ziegenleder! Wenn die Reise überstanden ist, kommt mir das Zeug nicht mehr an die Daumen!" Da erschienen seine Frau und Tochter auf dem Platz, die Erste ein offenes Billet in der Hand. „Hier steht der Kaffee!" rief ihnen das Familienhaupt entgegen und ließ sich zuerst am Tische nieder. „Na, Adalgunde," fuhr er fort, „Du siehst ganz munter aus, die Strapaze hat Dir nicht geschadet."

„Nicht im Mindesten!“ gab die Gattin zu.

„Am Ende ist Dir die Lauferei sogar gut gewesen bei Deiner Dicke.“

Ihr bis dahin ganz freundliches Gesicht nahm eine strenge, strafende Miene an, desgleichen ihr Ton: „Trillhase!“

„Was ist denn wieder?“ fragte er. „Betty, schenk' ein!“

„Nimm Dich doch nur mit Deinen Ausdrücken zusammen!“ ermahnte seine Gehälftin. „Zu Hause sage ich nichts, aber auf der Reise? Man weiß nicht, wer Einem begegnet.“

„Adelgunde,“ erwiderte der Getadelte, „ich trage Dir zu Gefallen von Früh bis in die sinkende Nacht Handschuhe. Mehr kann ich nicht thun. Willst Du andere Ausdrücke —“

„Da lies sie!“ Mit den Worten hielt ihm die Frau das Billet unter die Augen.

Er nahm und durchslog es: „Eine schriftliche Bitte um Verzeihung von dem jungen Menschen, der uns in die Brüche gebracht?“

„Ich habe ihm verziehen!“ warf Adelgunde lächelnd den Kopf. „Wer sollte es auch nicht? Denn das ist Lebensart, und das sind Ausdrücke, Trillhase!“

Er hatte inmittelst den Rest gelesen und antwortete: „Dafür ist Schreiber dieses —“ er näherte das Papier seinen Pupillen — „Poffé nennt er sich?“

„Poffé,“ französisirte Adelgunde eigenmächtig den Namen; denn in dem Schriftstück fand sich kein *accent aigu*.

„Dafür ist er,“ vollendete ihr Gatte, „wie mir der andere Herr gestern Abend gesagt, ein Dichter.“

„Ein Dichter?“ klang es zweistimmig. Die Mutter sammt der bisher gänzlich zurückhaltenden Tochter schnellten von den Stühlen empor. „Und das erfahren wir erst jetzt?“ fügte Adalgunde allein hinzu.

„O Mutter,“ fiel Betty lebhaft ein, „ich sah ihm das schwärmerische Wesen auf den ersten Blick an!“

„Betty,“ verlangte die Mutter, „schick’ hinauf, er soll mit uns frühstücken!“ Im Nu war das Mädchen fort.

Der Vater stieß mit dem Rücken hart gegen seine Stuhllehne: „Du bist wohl —“

„Trillhase?“ warnte ihn sein Gegenüber, mehr auszusprechen.

„Na, meinetwegen!“ fügte er sich. „Wenn er’s annimmt?“

„Er wird es annehmen!“ hoffte Adalgunde zusehentlich und langte nach dem Billet, das ihr Mann ihr willig verabfolgte. „Wer sich mit solcher Manierlichkeit bei Damen entschuldigt, der wird es annehmen!“

Trillhase maß den Umfang der Kaffeekanne: „Dann haben wir aber nicht genug!“

„Die Eintheilung laß meine Sorge sein!“ zerstreute die Frau das Bedenken. „In der guten Gesellschaft gießt man die Tassen nicht voll.“ Sie nahm seine Tasse und goß davon in ihre eigene ab.

„Ach so!“ meinte Trillhase.

Indem kam Betty mit einer leeren Tasse aus dem Hause gesprungen: „Mutter, ich traf ihn in der Küche, ich hab’ ihn aufgefordert, er kommt!“

Adalgunde richtete einen Blick der Befriedigung auf

ihren Mann und wiederholte: „Er kommt!“ Da kam er auch wirklich schon, jeden Schritt mit einer Verbeugung begleitend. Betty war stehen geblieben, ihre Mutter erhob sich vom Sessel und brachte durch einen Wink ihren Gatten gleichfalls auf die Füße. „Herr Possé,“ begann sie, während Betty die vierte Tasse füllte, „Sie haben mit einer Artigkeit unsere Vergebung nachgesucht, daß ich, selbst wenn Sie eine Schuld träfe, Ihnen nicht gram sein könnte.“

Von den linksichen Reverenzen abgesehen, war Possé nicht mehr der schüchterne, besangene Mensch vom verwichenen Abend. Er zeigte sich männlicher, als er entgegnete: „Ich wäre auch bestraft genug durch meine gestrige erbärmliche Haltung.“ Seine Schande gestand er ohne Erröthen.

In der Erinnerung an seinen Konflikt mit ihm lachte Trillhase: „Ja, Herr —“ doch Adalgunde fiel rasch ein: „Wollen Sie gefälligst Platz nehmen! Wir hören zu unserer Freude, daß Sie Dichter sind!“

„O, ich bitte!“ lehnte Possé wie beschämt ab.

„Trillhase, einen Stuhl für Herrn Possé!“ kommandirte Adalgunde.

„Sie erlauben, daß ich mich selbst bediene!“ wollte der junge Mann die Bemühung des älteren abwenden, indeß Adalgunde hielt ihn am Arm zurück und befahl ihrem Gatten weiter: „Hier zwischen mich und Betty!“ Trillhase that, wie ihm geheißen.

„Sie trinken doch süß?“ fragte Betty.

Für Possé antwortete Adalgunde: „Ein Dichter und bitter? Sehr süß, Betty, sehr süß! Der Vater nimmt keinen Zucker!“

„Ach so!“ sagte der Vater.

Poffe hatte sich gesetzt: „Sie sind so gütig, daß ich wahrscheinlich auch Ihnen den Wein zu danken habe —“

„Wein?“ bog Trillhase sich aufhorchend vor.

„Den mir die Wirthin gestern Abend noch brachte, da ich mich sehr angegriffen befand. Sie sagte, ein Herr, der bei ihr logire, sende ihn mir zu meiner Stärkung.“

Trillhase schüttelte den Kopf: „Die Angegriffenheit habe ich Ihnen zwar zugezogen, dagegen die Stärkung rührt nicht von mir her. Daran wird der andere Herr Schuld sein, der Ihre Partei nahm. Sagen Sie aber einmal, Herr Poffe —“

„Poffé!“ korrigirte Adalgunde.

„Oder Poffé,“ gab der Borige nach, „was tragen Sie eigentlich für Reiskleidung? So kurze Aermel, als wäre das Ihr ausgewachsener Einsegnungsrock!“

„Trillhase!“ verwies ihm Adalgunde mit Schärfe die Bemerkung.

Aber der junge Mann ließ sich dadurch nicht in Verlegenheit bringen, sondern berichtete ruhig: „Ich wurde vor einigen Tagen von einem Gewitter mit Platzregen überrascht, danach ist mein Zeug dergestalt eingelaufen.“

„Was ist denn das für Stoff?“ wollte Trillhase hören.

„Das weiß ich nicht!“ lächelte Poffe.

„Sie lächeln mit Recht,“ sprach Adalgunde, „ein Dichter soll wissen, welchen Stoff er trägt? Dergleichen kann nur mein Mann verlangen, wie er allein überhaupt an das Aeußere denken kann. Betty und ich hätten es nie bemerkt, Herr Poffé!“ Aber etwas Anderes bemerkte sie in



dem Moment, nämlich, daß Vera und Doris aus dem Hause traten. Halbblaut knüpfte sie daher an: „Befinden sich noch mehr Damen hier? Ich glaubte, wir wären die einzigen.“

„O nein!“ erschrak Poffe beim Anblick der Freiherrntöchter und duckte den Kopf.

„Sprechen wir leise!“ bat Adelgunde. Poffe war im Innersten damit einverstanden, und die Unterhaltung wurde flüsternd fortgesetzt.

Die beiden Schwestern hielten sich beobachtend fern. „Sieh da,“ sagte Doris, „Papa's Werk: die schönste Eintracht zwischen den Parteien hergestellt! Die Ausöhnung scheint sogar gefeiert zu werden mit Kaffee und Gebäck.“

Vera drückte der Sprecherin den Arm: „Möglicherweise findet unser Verehrer dort eine Flamme für sein entzündliches Herz.“ Während dessen war der Freiherr auf die Schwelle getreten. Er gesellte sich zu den Mädchen mit der Frage, ob sie sich schon nach dem Führer umgesehen.

„Noch nicht,“ verneinte Doris, „uns fesselt die Gruppe, Deine Arbeit.“

„Wahrhaftig,“ lachte er leise. „Da ist mir mehr gelungen, als ich berechnet.“

„So geht's dem wahren Künstler,“ scherzte Doris.

Jetzt hatte auch Trillhase den Freiherrn in's Auge gefaßt, er rief laut: „Ah, guten Morgen, Herr!“ verließ die Seinigen und kam auf ihn wie einen alten Bekannten zu, seine Hand ergreifend, die Horst ihm vergebens zu entziehen strebte: „Gucken Sie da! Alles glatt! Und meine Frau —“

„Wieder wohl?“ fragte Horst ziemlich kühl.

„Wie ein Kameel, wenn es Salz gefressen hat!“ versicherte der zärtliche Gatte. Die jungen Damen kehrten sich ab.

„Das ist ja recht schön!“ sagte Horst mit einem Accent, den Jener nicht verstand, so daß er unbefangen fortfuhr: „Das artige Herrchen hat an sie geschrieben, und sie ist selig, daß sie einen Verfemacher ergattert. Frauenleute bleiben kindisch. Sehen Sie bloß, wie sie schwelgt!“

Der Freiherr hatte genug von der Cordialität und suchte, um das Gespräch zu enden, die Gesichter seiner Töchter: „Wir müssen uns beeilen, laßt den Führer rufen, Kinder!“ Die Mädchen verschwanden. Der Vater wollte ihnen folgen, doch Trillhase vertrat ihm den Weg:

„Ich will Ihnen schnell noch erzählen, warum ich gestern so ärgerlich war.“

„Das haben Sie hinlänglich gethan,“ erklärte Horst ungeduldig. „Ich bin kein Freund wiederholter Geschichten.“

„Wenn Sie, Herr,“ versetzte der Andere mit Pathos, „eine Silbe von der Geschichte wissen, will ich das Leben nicht haben!“ Horst sah ihn an, als zweifelte er an dem Verstande des Mannes, der beredt fortfuhr: „Sie glauben sicher, ich reise mit meinen Weibern zum bloßen Plaisir. Aber nein, Herr: ich reise Rache!“

Horst glaubte sich verhöhrt zu haben: „Rache?“

„Geben Sie Achtung! Hier in der Nähe liegt ein Schloß, das einem Grafen Kracht gehört; dahin wollte ich gestern, nun muß ich heute hin, um mit dem alten Grafen ein deutsches Wort zu reden.“

Der Freiherr war aufmerksam geworden, kämpfte aber mit einem Lächeln: „In welcher Sache?“

Trillhase fuchtelte durch die Luft wie am Abend zuvor: „Ich habe kein Geheimniß daraus zu machen; denn uns“ — er bezeichnete sich und die Seinen — „trifft die Schande nicht, und ich hänge sie, so wahr ich Trillhase heiße, durch alle Zeitungen an die große Glocke, wenn mir der alte Graf nicht volle Satisfaktion verschafft.“

Horst ward betroffen: „Mann, was ist das?“

Jener entgegnete: „Ich weiß nicht, wer Sie sind, Herr, aber ich sehe, Sie sind Vater.“

„Allerdings!“

„Sie haben zwei Töchter, ich nur die eine!“ Er wies auf das Unicum hin.

„Nun? Nun?“ Drängte Horst in großer Spannung.

„Ich bin Residenzbürger, habe eine Geflügel- und Wildprethandlung daselbst, und der Graf Kracht hat einen Sohn in der Residenz.“ Horst hielt vor Erwartung den Athem an. „Dieser sein Sohn führt sich in mein Haus ein, sponsirt mit meiner Tochter und verspricht mir die Ehe.“ Der Freiherr wich einen Schritt zurück. Trillhase legte die Bewegung als einen Zweifel aus und verdoppelte deshalb mit Nachdruck: „Er verspricht mir die Ehe mit dem Kinde und läßt sich meine Puten und wilden Schweinsköpfe nicht verbrießen; denn ein Graf hat Zunge. Gines schönen Abends bleibt er weg. Natürlich denken wir, er hat sich irgendwie den Magen verdorben. Er kommt indessen auch den andern und den dritten Abend nicht. „Sollte er ernstlich krank sein?“ sagt meine Frau. Um sie zu beruhigen, mache ich mich am nächsten Morgen auf die Sohlen zu meinem Herrn Schwiegersohn in spe. Er wohnt aber nicht da. Ver-

stehen Sie?" Horst verwandte kein Auge von dem Erzähler. „Monfieur hatte uns eine falsche Wohnung angedeben.“

„Ist es denkbar?“ warf der Hörer ein.

„Es kommt noch besser!“ verhieß Trillhase. „Als ich nachgeschlagen und den richtigen Fuchsbau ausgemittelt, was begibt sich? Ich werde nicht vorgelassen! Ich schreibe — meine Briefe kriegen keine Antwort.“

„Das ist ja empörend!“ äußerte Horst seine Theilnahme.

Trillhase schwang die Faust: „Ob ich empört war! Doch ich habe meinen Bürgerstolz wie Ciner. Von Heirath kann keine Rede mehr sein, aber der alte Graf soll wissen, was für einen Stammhalter er hat, er soll mich und die Meinigen von Angesicht sehen, damit ihm sein Herr Sohn nicht die Ohren voll lügen kann. Und hernach — doch das wird sich finden! Adalgunde, Betty,“ rief er abbrechend laut, „macht euch fertig!“

Adalgunde stand auf und rief mit gespitztem Munde zurück: „Herr Possé begleitet uns!“

„Mir ganz lieb,“ nickte der Wildprethändler, „wenn ihr noch eine Mannsperson bei euch habt; denn zuerst gehe ich allein in's Geschäft, ihr bleibt draußen, bis Belastungszeugen gefordert werden.“

„Sie verzeihen,“ knixte Adalgunde gegen Possé, „wir vollenden schnell unsere Toilette!“ Sie winkte der Tochter, die sich ihr anschloß und im Gehen rückwärts zu Possé sprach: „Wir werden uns sehr beeilen!“

Unterdeffen stand Horst wie gebannt auf seinem Fleck,

blickte mit gefurchter Stirn zu Boden und nagte die Unterlippe. Trillhase ging auf Poffe zu: „Nun wollen wir einmal den Schwindel bezahlen!“ Dabei zog er sein Portemonnaie aus der Tasche. „Das Frühstück ist meine Sache! Wenn Sie sich aber meiner Karawane anschließen, reden Sie kein Wort vom Weg, folgen Sie mir blindlings!“ Ohne des jungen Mannes Erwiederung abzuwarten, schritt er seiner Frau und Tochter nach.

Poffe näherte sich dem grübelnden Freiherrn: „Mein Herr, Sie gestatten —“

„Was gibt's?“ erwachte dieser wie ein Träumender.

„Der Wein, den Ihre Güte mir gestern Abend zu meiner Stärkung gesandt —“

„Ich? Wer sagt das?“

„Herr Trillhase.“

„Er ist nicht klug! Ich weiß von Nichts!“ polterte Horst und drehte ihm kurz den Rücken.

„Wer denn?“ fragte Poffe die Luft. „Ich selbst bin's nicht gewesen! — O weh, meine schönen Lehrerinnen!“ Doris und Vera kamen um das Haus herum, er machte sich davon, sie nahmen keine Notiz von ihm, Graf Kracht mit Hut und Wanderstocken ward hinter den Damen sichtbar.

„Lieber Papa —“ fing Doris an.

Horst winkte ihr, still zu sein: „Ich erhalte soeben eine Mittheilung, die unseren Besuch im Schloß unmöglich macht.“

„Papa!“ rief Vera bestürzt.

„Ganz unmöglich! Ich werde an die Station schreiben, wo unser Gepäck liegt, daß es uns anderswohin folgt.“

„Mein Himmel!“ jammerte Vera.

Doris drückte ihr den Arm, sie sollte schweigen, und sagte mit Selbstbeherrschung: „Wenn Papa beschließt, muß es nothwendig sein.“

„Ihr sollt hören, müßt leider hören, Kinder! Kommt!“

Da trat der Graf, dem kein Laut entgangen war, vor: „Meine Herrschaften —“

„Lieber Freund,“ schnitt Horst wegweisend ab, „wir bedürfen Ihrer Dienste nicht!“ Und leiser sprach er zu den Mädchen: „Es thut mir leid, wir müssen ihn fallen lassen.“

Vera rang die Hände: „Doris!“

„Still!“ mahnte die Schwester und zog sie mit sich fort dem Vater nach.

Graf Kracht stand mit allen Zeichen der Betroffenheit einsam auf dem Platz: „Eine Mittheilung? Woher? Hier bleibt keine Wahl, ich muß meine Mäskel lüften!“

Indem erschien Trillhase wieder, mit dem Regenschirm wie bei seiner Ankunft bewaffnet, zum Abmarsch gerüstet, und sprach vor sich hin: „Für mein Theil kann's losgehen.“ Er sah nach seiner Taschenuhr. „Jetzt will ich aber sehen, wie lange die Weiber wieder brauchen; denn was bei denen sich sehr beeilen heißt, das kennen wir.“

„Oder sollte mir Der dort Auskunft geben können?“ murmelte Kracht und begab sich an den Versuch: „Mein Herr, ich war als Führer von der andern Familie engagirt, plötzlich erklärt man meine Dienste für überflüssig —“

„Da kann ich Ihnen nicht helfen, guter Mann, mir sind Ihre Dienste ebenfalls überflüssig, heute verlauf' ich mich nicht nochmals!“

„Ich will nichts weniger, als mich Ihnen aufdrängen,“ versetzte der Graf, „sondern nur wissen, warum ich entlassen bin.“

„Aber sind Sie verkehrt, daß Sie mich fragen?“

„Es hieß: in Folge einer Mittheilung, die nur mündlich ergangen sein kann.“ Weiter konnte Kracht seine Forschungen nicht fortsetzen, denn Horst kam eilends aus dem Hause zurück und rief erregt:

„Herr — ich habe Ihren Namen vergessen!“

„Anton Trillhase, Geflügel- und Wildprethandlung!“ gab der Regenschirmträger seine ganze Firma an. Der Graf trat schnell zur Seite, hielt sich jedoch so, daß er Ohrenzeuge der folgenden Unterredung blieb.

Horst legte die Hand auf Trillhase's Arm und sprach in Hast: „Zur Entlarbung einer Infamie muß jeder Rechtsschaffene dem andern behilflich sein. Da der junge Graf im väterlichen Schloß weilt —“

„Was?“ schrie Trillhase überrascht. „Der Patron ist da?“

„So gestatte ich Ihnen, damit Sie nicht, wie in der Residenz, schnöde abgewiesen werden, sich unter meinem Namen melden zu lassen, denn mich erwartet man diesen Morgen im Schloß.“

Trillhase riß die Augen auf: „Mit wem hab' ich die Ehre?“

„Ich bin der Reichstags-Abgeordnete Freiherr v. Horst.“

„A la bonne heure!“ Der Wildprethändler entblößte respektvoll den Scheitel.

„Hier meine Karte —“ Horst öffnete seine Briestafche — „zur Legitimation, daß Sie meinen Namen erlaubtermaßen führen! Den beiden Grafen wird sie zugleich erklären, weshalb ich nicht im Schloß erscheinen kann.“

Trillhase holte aus tiefer Brust Athem: „Herr v. Horst!“

„Gehen Sie mit Gott,“ schloß dieser rasch, „und erreichen Sie Ihren Zweck! Denn was Ihnen widerfahren, muß jedes Herz mit Abscheu erfüllen. Je höher den Menschen seine Geburt gestellt, um so verächtlicher wird er, wenn er sie schändet!“ Damit wandte der Freiherr sich um und entfernte sich so ungestüm wie er gekommen.

Trillhase blickte ihm anfangs förmlich verblüfft nach, dann aber rief er stolz: „Das ist ein Mann! Wenn Der in der nächsten Session spricht, gehe ich hin!“ Die Karte emporhaltend, ließ er seine Stimme mit Macht erschallen: „Weib! Mädchel! Ihr sollt euer blaues Wunder erleben!“ Und er rannte in's Haus.

Übermals stand Graf Kracht allein draußen. Er stützte sich auf seinen Stock, indeß nicht, als wäre er in Gefahr, umzusinken; denn seine Miene zeigte kein Entsetzen, nur großes Befremden prägte sich in ihr aus, während er das Gehörte bei sich selbst durchging: „Mein Friß unseren Namen geschändet? Nimmermehr! Das glaube, wer ihn nur oberflächlich kennt, aber nicht ich, sein Vater! Lieber Junge, kreuzbraver Mann Du! Lächerlich die Geschichte! —“ Er that ein paar Schritte und blieb wieder meditirend stehen: „Doch hier zu forschen, würde mir wenig nützen.



Der Mann mag kommen, er soll mich finden im Schloß und meinen prächtigen Sohn, der mein ganzer Stolz ist, an meiner Seite!" Sein Finger hob sich, nach der Richtung drohend, wo sich Horst jetzt befinden mußte: „Sie aber, theuerster Freiherr, Sie lasse ich nicht aus dem Garn, Sie bleiben mir da, bis Sie eines Besseren belehrt sind. Mein Fritz infam! — Ich werde der Christel Verhaltensbefehle ertheilen!" Mit dem Entschluß eilte er in die kleinere Hausthür, während sich aus der großen ebenso leichtfüßig Trillhase hervorbewegte, dem Frau und Tochter folgten. Poffe, das Känzlel auf dem Rücken, machte den Beschluß.

„So rede endlich, Trillhase, was Du hast!" forderte Adalgunde.

„Unterwegs, unterwegs!" vertröstete er. „Angetreten! Rechten, Linken! Marsch!"

Da Adalgunde die Quelle seiner guten Laune nicht kannte, bat sie ihren jungen Begleiter: „Vergeben Sie, er ist von Herzen ein guter Mann, er geberdet sich mitunter nur etwas närrisch!"

„O, ich kenne das Herz Ihres Herrn Gemahls," versicherte Poffe. „Wenn schon seine Großmuth es nicht zugeben will, er hat mir doch den Wein zukommen lassen!"

Trillhase, der schon einige Schritte voraus war, kehrte um: „Wie? Junger Mann, ich lasse meinen Nebenmenschen im Allgemeinen gern was zukommen, bei Ihnen insbesondere jedoch ist mir's nicht eingefallen, und nun bleiben Sie mir mit Ihrem Stärkungswein vom Halse!"

Adalgunde trat geschwind dicht vor ihn und zischte ihn an: „Deine Ausdrücke! Deine Ausdrücke!"

Er hielt ihr seine behandschuhten Finger vor's Gesicht: „Mehr kann ich nicht thun!“

„Nimm die Plaids!“ war ihre Antwort, und sie warf ihm ihr eigenes Tuch zu, befreite auch den Arm Betty's und stülpte das zweite über's erste.

„Sehen Sie,“ wandte Trillhase sich mit Galgenhumor gegen Posse, „was meine Frau mir zukommen läßt: zu meiner Stärkung bei achtzehn Grad im Schatten!“

„O,“ streckte Posse dienstfertig die Hände aus, „erlauben Sie mir, die Tücher zu tragen!“

Abelgunde wies ihn fast streng ab: „Wie werden wir das von Ihnen annehmen, von Ihnen!“

Mit etwas Bosheit sagte der beladene Gatte: „Meine Frau meint, Sie werden noch zeitig genug Familien-Packesel werden.“

Ein stechender Blick traf ihn: „Trill —“

Schnell parirte er: „Ich könnte mir ja zur Abwechslung den Führer kaufen, der sich halb und halb angeboten. Heda!“ pfiß er, „Spizhut mit der Geiersfeder, wo sind Sie? Hier gibt's Bagage!“ Kein Führer kam. „Jetzt ist er nicht da — ganz wie bei uns die Dienst- und die Schuhmänner, wenn man sie braucht!“ Er zog den Hut gegen das Fenster, aus welchem Horst am Abend zuerst mit ihm gesprochen, und setzte sich in Bewegung, indem er hinaufgrüßte.

„Wen grüßest Du?“ fragte Abelgunde und lächelte ihren jungen Nebenmann an, indem sie bedauernd auf ihren Gatten zeigte: „So macht er's auch zu Hause, er grüßt leere Fenster!“

Trillhase aber hielt wieder die Visitenkarte hoch und versetzte mit Ernst und Gewicht: „Dahinter wohnt mein Freund, der Freiherr v. Horst!“ So zog er ab, die drei Anderen hinterdrein. Von der Ecke des Hauses kehrte Abeldgunde plötzlich noch einmal allein an ihren Frühstückstisch zurück, warf die Augen umher, ob Niemand sie bemerkte, holte Papier aus der Tasche, wickelte das Gebäck, das kaum zur Hälfte verzehrt worden war, ein und praktizirte es in ihr Kleid mit der Entschuldigung: „Ich sehe gar nicht ein — es ist ja bezahlt!“ Jugendlich-elastisch schwebte sie hierauf den Thüren nach.

## 3.

Im prächtigen Ritteraal des gräflichen Schlosses erwarteten, getreu der Verabredung, Graf Frix und Baron Schönborn den Präsidenten, der vor der freiherrlichen Familie eintreffen mußte. Er blieb entsetzlich lange, nach der übereinstimmenden Meinung der Kameraden. Die Ahnen des Hauses Kracht sahen lebensgroß aus ihren Rahmen an den Wänden herab auf ihren jüngsten Enkel, wie er den Saal bald in der Länge, bald in der Breite durchmaß, bald den Haupteingang, bald die Seitenthür öffnete und wieder schloß und abgeriffene Fragen an Schönborn that, der ein Fenster bewachte und ebenso kurze Antworten gab.

Da auf einmal leuchtet die graue Joppe in der Flügelpforte. Frix schießt ihr entgegen: „Hurrah! Papa! Wo sind sie? Wo sind sie?“

„Wo sie waren,“ sprach der alte Graf ernst. „Dort bleiben sie auch einstweilen, ich habe Vorkehrungen getroffen.“

Fritz verbarg den Unmuth der Enttäuschung und erwiderte nur: „Mysteriöser Styl, Papa!“

„Es ist weder ihre noch meine Schuld. Ein seltsamer Zwischenfall ist eingetreten.“ Er hielt inne.

„Du spielst brillant die Sphinx,“ meinte Fritz.

„Mein Sohn, ich stehe selbst einem Räthsel gegenüber, das mir ein Anderer lösen muß.“

„Bin ich Derjenige? Du siehst mich so an, Papa!“

„Du könntest es vielleicht, Fritz; doch ich ziehe vor, zuerst ihn zu hören.“

„Ihn? Wen, um Gottes willen?“

„Es folgt mir Jemand ziemlich hart auf den Fersen, deshalb bitte ich, Ihr Herren, gebt mir hier freies Feld!“

Nun trat Schönborn, der sich so lange passiv verhalten, näher: „Ihr ernster Blick, Excellenz, ist besorgniß-erregend!“

„Ich hoffe,“ betonte der Präsident, „der Berg gebiert nur eine Maus. Aber —“ er zuckte die Achseln — „wer weiß!“ Er winkte den jungen Männern, zu gehen.

Fritz zauderte, Schönborn ergriff ihn am Arm: „Komm, komm, Dein Vater befiehlt!“

„Doch bleibt in der Nähe!“ bat der alte Graf.

„Der Teufel mache mir einen Vers aus dem Ganzen!“ rief Fritz verdrossen, ließ sich jedoch von Schönborn in das anstoßende Gemach entführen.

Kracht sah ihm nach: „Er kann nichts Arges auf dem Gewissen haben. Und dennoch beschlich mich unterwegs die Sorge: es wäre trotz Allem möglich; denn er ist Mensch!“ In dem Moment trat ein Diener des Schlosses in die

Flügelthür. Der Graf errieth, was er brachte: „Der Freiherr v. Horst, nicht wahr?“

„Zu Befehl, Excellenz!“

„Ich erwarte ihn!“

Der Diener ging hinaus, ließ den Wildprethändler eintreten und schloß hinter ihm. Trillhase stand stutzig: „Wie denn? Sie hier, Spizhut? Der Bediente sagt mir, Excellenz erwarte mich.“

„Ich bin es.“

In Trillhase's Seele stieg ein furchtbarer Verdacht auf, dem das rasche Muskelspiel seines Gesichtes mehr Ausdruck gab, als seine Worte: „Ach, wohl nicht möglich!“

„Ja, ja, lieber Herr! Am Wirthshause konnte ich mich Ihnen aus Gründen nicht zu erkennen geben.“

„Ah so, aus Gründen!“ Und Trillhase blinzelte pfißig.

„Die Sie nicht errathen,“ sprach Kracht weiter, „die aber auch gleichgiltig für Sie sind. Genug, Sie sehen in mir wirklich den Herrn des Schlosses, den Chefpräsidenten Kracht.“

Der Andere maß ihn von Kopf zu Fuß und sagte mit kalter Verachtung: „Chefpräsident — alter Kerl!“

„Alle Wetter, Herr!“ fuhr's dem Grafen heraus, aber schnell bezwang er sich: „Doch ich vergebe Ihnen, ich trage ja Schuld!“

„Müßte ich in meinem Leben nicht vor manchem hohen Gerichtshof gestanden haben!“ motivirte Trillhase seine Behandlung des Spizhuts.

„Nun, Sie sollen sich überzeugen, daß ich der Präsident bin!“ stellte Kracht dem Ungläubigen in Aussicht.

„Sie haben dem Freiherrn v. Horst — ich weiß nicht was — berichtet von schwerem Unrecht, das Ihnen mein Sohn gethan; ich werde Ihnen, sobald ich den Sachverhalt kenne, zu Ihrem Recht verhelfen.“

Trillhase blieb äußerlich gelassen, spreizte die Beine und stemmte die Regenschirmkrücke in den Rücken: „Sehen Sie sich nur vor, daß ich Ihnen nicht zu Ihrem Recht ver helfe; denn dumm machen lassen wir uns nicht; der junge Graf hat mich bei mir zu Hause gewitzigt. Ich weiß, daß er hier ist.“

„Sie sollen ihn auch sehen,“ versprach Kracht; „doch da Sie kommen, um bei'm Vater Beschwerde über ihn zu führen —“

„Das haben Sie am Wirthshause aufgefangen?“ schaltete Trillhase ein.

Der Graf nickte bestätigend und vollendete: „Es sprechen Sie!“

Der Aufgeförderte verzog den Mund: „Besorgen Sie mir nur erst den rechten Vater!“

Kracht wählte den natürlichsten Ausweg: „Ich muß fürwahr meine Domestiken rufen und mich rekognosziren lassen.“

Aber Trillhase spottete: „Rekognosziren durch die Domestiken, die der Monsieur alle bestochen hat?“

Ueber die Annahme mußte der Präsident unwillkürlich lächeln: „Wollte Gott, alle Ihre Anklagen träfen meinen Sohn so ungerecht!“

„Guter Freund,“ versetzte der Wahnbefangene ernsthaft, „wenn der Spaß mit Ihrem Sohn nun nicht bald auf-

hört, sprechen wir uns anders. Wieviel wird Ihnen für die Vaterschaft bezahlt? Ich gebe das Doppelte, schaffen Sie mir den alten Grafen, und verzeihe es Ihnen obenein, daß der junge durch Sie Wind von mir gekriegt."

"Mann —"

"Pst! Ihr seht, ich durchschaue den ganzen Schwindel! Darum waren Sie am Wirthshause um die Ecke, als ich nach Ihnen pfiß. Sie hinterbrachten dem Suitier, daß mir der Freiherr die Karte gegeben." Er zeigte das Pergamentblättchen, das er noch in der Linken hielt; denn dem anmeldenden Diener hatte er es nur vorgewiesen. Ohne Unterbrechung sprach er dabei fort: „Denken Sie, ich habe nicht gesehen, wie Sie sich bei den Kartoffelfeldern nach mir umguckten und, da Sie merkten, daß ich Ihnen nachstiege, Schritte nahmen, als hätten Sie Siebenmeilenstiefel an?"

"Sie sollten mich eben bei Ihrer Ankunft finden!" begründete Kracht seinen Geschwindmarsch.

"Und wie finde ich Sie?" erwiderte Trillhase. „Der Graf, nicht zufrieden mit dem, was er selber auf dem Kerbholz hat, zieht nun auch noch Andere mit hinein. Aber Kinder, laßt euch doch nicht verleiten! Ihr stürzt euch ja in's Malheur! Denn kriege ich den alten Grafen nicht zu Gesicht, so nehmt mein Wort: Ihr kommt vor die Geschworenen!"

Der Präsident erkannte, daß er mit seinem bisherigen Verfahren nicht durchkam: „Hier hilft nichts weiter, mein Sohn muß herbei, um der Sache ein Ende zu machen." Er ging rasch und stieß die Seitenthür auf: „Frit!"

Der Gerufene trat allein ein. Aber bei seinem Anblick fuhr Trillhase auf: „Was? Lauter falsche Menschen?“

Fritz schaute ihn, dann den Vater verwundert an: „Papa, wer ist der Mann?“

Mit Wärme ergriff ihn der Präsident bei beiden Händen: „Dank Dir, daß ihr euch fremd!“

Trillhase ließ die Stimme wieder etwas sinken: „O, ich Kehbock! Hätt' ich mir den Geniestreich nicht denken können?“

Fritz faßte den Sinn nicht: „Geniestreich?“

Trillhase ward ironisch: „Sie verstehen natürlicherweise nicht?“

„Kein Wort!“

„Wie werden Sie denn? Ich kenne den jungen Grafen Kracht mit keinem Auge. Meiner zu Hause war ja gar nicht der rechte!“

„So ist's offenbar,“ interpretirte der Präsident. „Es hat Jemand Deinen Namen entlehnt, lieber Fritz, und dem armen Mann einen groben Betrug gespielt.“

„Das wäre!“ rief der junge Graf indignirt.

Trillhase lachte vor Zorn: „I wohl! I freilich! Wie kann's anders sein? Schlecht erfunden ist euer Zauber nicht, Kinder, ich hätte auch möglicherweise daran geglaubt, wenn bloß der Alte da nicht den Vater spielte! Der Vater ruinirt euch das ganze Stück!“

„Papa!“ rief Fritz, zwischen Verdruß und Heiterkeit schwankend.

„Er hält seinen Wahn noch fest?“ erstaunte der Präsident, ging nochmals an die Seitenthür und rief:



„Baron, ich bitte!“ Sofort trat Schönborn ein. „Wer bin ich? Und wer ist dies? Klären Sie den guten Mann dort auf!“

Die Maßregel verschlimmerte den Stand der Dinge nur; denn Trillhase ließ den Gast des Grafen gar nicht zur Erklärung kommen: „Reden Sie ja kein Wort, Baron!“ Er hob den „Baron“ mit besonderer Deutlichkeit hervor. „Oder Sie machen sich unglücklich wie die Beiden! Ich bin aufgeklärt, höllisch aufgeklärt! Dieses Schloß ist eine Spelunke!“

„Herr!“ rief Schönborn. Der Präsident zog ihm beschwichtigend die erhobene Hand nieder.

„Baron?“ warnte Trillhase, „Sie bleiben mit an der Pfanne kleben! Ich sehe jetzt, ob ich den Freiherrn v. Horst noch finde, der menschlichen Antheil an mir nimmt.“

Der Präsident that einen Schritt auf ihn zu mit vorgestreckten Händen: „Wir thäten so gern das Gleiche, Liebster, Bester —“

Das war zuviel des Hohns und Betrugs für den Wildprethändler. Abwehrend schwang er den Regenschirm und knirschte: „Macht nicht, daß mir die Galle überkocht! Die Geschichte kommt euch so schon theuer zu stehen! Blos Einer thut mir Leid: der alte Graf!“ Damit kehrte er den Rücken und lief hinaus.

Der alte Graf aber breitete die Arme aus: „Und der ist ganz glücklich, ganz glücklich!“ Er zog seinen Frischstürmisch an die Brust, während Schönborn eine Geberde machte, worin zu lesen stand: aus der Geschichte werde ein Anderer klug!

## 4.

Auf dem Platz vor dem Wirthshause standen Doris und Vera, über ihnen öffnete Horst das Fenster und rief, nach der Landstraße deutend, hinunter: „Dort steht die Frau und gafft! Fragt sie aber energisch, ob's ihr nun endlich gefällig ist, uns Fuhrwerk zu stellen!“ Er trat zurück, nur starke Schritte blieben hörbar, mit denen er oben im Zimmer hin und her ging.

„Ich bin,“ sagte Doris leise zur Schwester, „der Wirthin im Stillen dankbar, daß sie uns nicht schleuniger bedient.“

Vera errieth den Grund der Dankbarkeit: „Du meinst, es könnte noch gute Nachricht vom Schloß kommen?“

Doris nickte: „Bald hoff' ich, daß die Sache anders zusammenhängt, als der Wildprethändler sie dargestellt, bald zweifle ich wieder. Ach, wer mir Klarheit gäbe!“ wünschte sie mit einem Seufzer.

„In diesem Augenblick gibst Du mir Klarheit,“ entgegnete Vera und sah ihr tief in die Augen.

„Ich?“ fragte Doris.

Vera legte den Arm um sie: „Wenn ich den Baron Schönborn liebe, liebst Du den Grafen Frik!“

Doris erschrock heftig: „Still!“ Der Freiherr bog sich loeben wieder aus dem Fenster.

„Ja, was ist das?“ ließ er sich in höchst unbäterlichem Ton vernehmen. „Da schwätzt Ihr selber und rührt Euch nicht?“ Zum Glück der Mädchen kam Christel gerade von der Straße her und wurde der Blickableiter für die Wetterstrahlen von oben. „Frau!“ herrschte Horst sie an.

„Herr?“ gab sie zurück.

„Warum bekomm' ich noch immer kein Fuhrwerk?“

„Weil noch immer keins da ist!“

„Frau, Ihr Benehmen gegen Ihre Gäste ist von einer Art, daß man öffentlich in den Zeitungen alle Reisenden vor Ihrem Hause warnen müßte.“

„Da wären Sie der Erste, der das thäte!“

Horst ballte die Faust: „Ihr solltet meine Bauern sein!“

„Gott behüte!“ Christel bekreuzigte sich.

Doris sah und hörte, daß die Wirthin dem Gast nichts schuldig blieb, und glaubte, durch Sanftmuth zu erreichen, was dem Papa durch Härte nicht gelang. „Liebe Frau Wirthin,“ begann sie.

Sogleich wurde auch Christel freundlich: „Haben Sie keine Bange, der Jakob kommt! Nachher wird bloß noch gefüttert —“

„Gefüttert auch noch?“ grollte es vom Fenster herab.

Gelassen richtete sie Gegenfragen hinauf: „Ja, wenn die Pferde auf dem Felde gewesen? Thut's etwa der Mensch ohne Nahrung zwischen der Arbeit?“

„Papa, das ist richtig!“ stimmte Vera ihr bei. Horst's Kopf verschwand. Wiederum starke Schritte.

Christel blieb vor den Schwestern stehen: „Der Herr Vater gefällt sich gar so schlecht bei mir, und die andere Familie von gestern ist eben zum dritten Mal eingelehrt.“

„Zurück vom Schloß?“ fragte Vera eifrig.

„In's Schloß,“ unterrichtete Christel, „ist der Mann allein! Er ist der Frau zu scharf gelaufen, da hat sie

erklärt, sie kehrt um, sie will sich nicht auflösen, sie will den Mann hier erwarten.“

„Dasselbe thun wir, unter allen Umständen!“ raunte Vera entschlossen der Schwester zu.

Zum dritten Mal neigte sich in dem Moment der Freiherr über die Fensterbrüstung: „Allons, allons, Kinder, daß wir uns inzwischen rüsten!“

„Sie rufen, wenn angespannt ist!“ jagte Vera rasch zu der Wirthin und fuhr flüsternd gegen Doris fort: „Ich bekomme Migräne! Oder willst Du?“ Doris ließ unentschieden, wer die Kranke spielen sollte, sie folgte wortlos dem Ruf des Vaters.

Christel aber, als die Damen sie verlassen, lachte sich in's Fäustchen: „Ja, Ihr könnt sitzen! Nun soll mir mein Herr Graf noch sagen, ich sei eine ungeschickte Person! Aber ich möchte doch, jezt käme Excellenz bald oder sonst Jemand vom Schloß.“ Um auszuspähen, ob ihre Sehnsucht sich noch nicht erfüllte, begab sie sich an die Landstraße zurück.

Der Platz blieb jedoch nicht leer; denn aus der Thür, die zum Speisesaal führte, traten Adalgunde, Betty und Poffe ohne Kopfbedeckungen in den Schatten der Bäume heraus. Es war zugegangen, wie die Wirthin den Damen Horst geschildert, Adalgunde hatte mit Trillhase nicht Schritt bei'm Wandern zu halten vermocht und dem beständig drängenden, treibenden Mann zuletzt erklärt, er möge seine Sache im Schloß allein ausmachen, wenn der alte Graf sie und Betty sehen wolle, könne er zu ihnen kommen; das sei überhaupt viel angemessener, als daß Damen sich

ihm vorstellten; er habe nicht weit vom Schloß bis in das Wirthshaus, wo sich im Grunde das geeignetste Lokal für ein Rendez-vous biete. Betty hatte der Mutter vollständig Recht gegeben, so daß Trillhase überstimmt sich den Vorschlag gefallen ließ, und Possé war mit Vergnügen erbötig gewesen, die „Karawane“ rückwärts zu eskortiren, da er sich in der Gesellschaft der Frau und des hübschen Mädchens wunderbar wohl fühlte. Wie weit das Verhältniß zwischen den Dreien in wenigen Stunden gediehen war, ging aus Adalgundens ersten Worten hervor, die sie fast flötend sprach:

„Mein junger Freund, Ihr Reisezweck, Volkslieder dieser Gegend und Sagen zu sammeln, ist zwar sehr schön, wir bestehen aber durchaus darauf, die Kinder Ihrer eigenen Muse kennen zu lernen.“

Ungezwungen heiter gestand der Poet: „Ich habe heut Nacht die ganze Familie verbrannt.“

Adalgunde entsetzte sich: „Den Frevel hätten Sie gegen sich selbst verübt? Und keins gerettet?“

„Wenn ich wahr sein soll,“ sagte er, „ein einziges, um es mir für kommende Tage als warnendes Exempel vorzuhalten. Gestern, nicht lange nach unserer Begegnung im Walde, entstand es unter diesem Dach.“

„Hier?“ fragte Adalgunde. „Und nach unserer Begegnung im Walde?“ Sie streckte lebhaft die Hand aus: „Wo ist es?“

„Bei Gott, ich kann es Ihnen nicht geben!“ betheuerte Possé.

„Sie müssen!“

„Ach, bitte!“ fügte Betty weich hinzu.

Er seufzte: „Sie setzen mir den Dolch auf die Brust? So sei's! Ich sehe aber die traurigen Folgen voraus!“ Er zog das Blatt hervor, händigte es Adalgunden ein und drückte sich abseits, als wünschte er, den traurigen Folgen aus dem Wege zu gehen.

Adalgunde hob an zu lesen: „Wenn ich —“

„Sies leise, Mutter!“ bat Betty und faßte das Papier mit an. Nach einer kleinen, der Lektüre gewidmeten Pause zuckte das Mädchen leicht zusammen: „Mutter!“

Adalgunde blickte wie verklärt auf: „An uns!“

Mit einer neuen Modulation des Tons lispelte Betty zum dritten Mal: „Mutter!“

Diese las jetzt, vom Inhalt der Verse hingerissen, laut:

„Für Schwestern will mein Blick euch halten!“

Haftig rief die Tochter: „Ich bin schon weiter!“

Adalgunde las:

„Ach, dürst' ich frei mein Herz entfalten!“

Hier unterbrach sie sich: „Betty! Hinter Spott über sich verbarg er die Gluth seiner Seele — Welch ein Mann!“

Das Mädchen, nur die Reime im Auge, murmelte:

„Hat mich das Glück euch finden lassen —“

Die Mutter las weiter:

„O, warum sollte nicht das Glück —“

Rasch stieß Betty heraus:

„Auch fester uns zusammensassen —“

Langsam und pathetisch schloß Adalgunde:

„Zu ewig einigem Geschick!“

Das Mädchen schlug die Hände vor die Augen: „Er liebt mich!“

„Zarter,“ sprach Adalgunde, „hat nie Jemand einer Mutter und Tochter zugleich gehuldigt.“

„Er liebt mich!“ wiederholte Betty.

Die Mutter faßte ihre Hand: „Könntest Du denn aber Dein Herz schon einer neuen Liebe öffnen?“

„Ach, Mutter,“ bebte die Antwort hervor, „Du weißt ja recht gut, daß ich zu dem Grafen nie großes Vertrauen fassen konnte. Der Vater wollte ihn durchaus zum Mann für mich, und bei seiner Halsstarrigkeit —“

„Genug!“ hemmte Adalgunde den Erguß. „Laß mich mit Pöffe sprechen!“

„Was willst Du ihm sagen?“

Die Mutter streichelte ihr die Wange und las noch einmal:

„O, warum sollte nicht das Glück

Auch fester uns“ — da verlas sie sich — „zusammenbinden?“

Die Tochter fiel ihr um den Hals: „Mutter!“

Adalgunde kehrte sich nach dem in der Entfernung abgewendet harrenden Pöffe um und sagte laut: „Wir haben gelesen!“

Er näherte sich zögernd: „Und ich sehe Ihr Urtheil — das Fräulein wendet sich weg!“

Voll Freundlichkeit versetzte Adalgunde: „Von dem Heuchler!“

„Wie?“

Sie drohte ihm schalkhaft: „Der uns gestern vorsätzlich den falschen Weg gezeigt, um uns wiederzufinden; denn:

„Hat mich das Glück euch finden lassen —“

„Götter!“ rief Posse wie vom Schlage getroffen.

Adelgunde hielt ihm die Rechte hin: „Gestehen Sie's nur! Wenngleich das Dichterauge uns für Schwestern gehalten —“

Betty fiel ihr gleichzeitig in's Wort und in den Arm: „Mutter, die Damen!“

„Noch hier?“ entgegnete die Gestörte mit unverhohlenen Unmuth. „Ob man wohl unter sich bleiben kann!“

„Sie brechen schon auf!“ beruhigte das Mädchen und gab nebst der Mutter und Posse die Passage frei. In der That erschienen Doris und Vera reisefertig, ihre Regemäntel in Plaidriemen eingeschnallt und über die Schulter geworfen. Der Freiherr, der ihnen auf dem Fuße folgte, hatte sich mit einem Viertelsduzend Regenschirmen belastet, die so konstruirt waren, daß sie ebenso gut auch als Sonnendächer und nebenbei auch als Spazierstöcke dienen konnten. Er fühlte in seiner Stimmung nicht das mindeste Mitleid mit Vera, die sich den Kopf hielt; denn er warf kurz und bestimmt hin: „Nichts ist besser gegen Migräne, mein Kind, als frische Luft!“

Ehe die Patientin etwas erwiderte, gewahrte er die Wirthin, die sehr vergnügten Gesichtes von der Landstraße kam, und rief sie an, wie es jetzt mit dem Kutscher stände. „Ja,“ schmunzelte sie, „ich weiß nicht, wo der Jakob bleibt.“

Horst machte eine rasche Bewegung, als sei ihm Christel ein Greuel: „Dann grüßen Sie Ihren Jakob und leben mir wohl, wir werden gehen!“



„Gehen?“ fragten Doris und Vera aus Einem Munde frappirt.

„Ja, gehen!“ entschied er. „Der Geduldprobe bin ich müde!“

Abelgunde hatte seinen Vorsatz vernommen und flüsterete ihrer Tochter zu: „Sehr angenehm!“

Christel ging in ihrer Unverschämtheit gar so weit, lachend zu erklären: „I, meinetwegen gehen Sie auch!“ Den Folgen ihrer Worte jedoch entzog sie sich durch schnelles Verschwinden. Der Freiherr sah nicht, welchen Blick sie von ihrer Hauschwelle der grauen Toppe zuwarf, die von der Straße her nahte, aber den Ankömmling selbst bemerkte er und machte seine Kinder geschwind aufmerksam: „Seht da, wie gerufen unser alter Führer!“

Den Mädchen that der Alte keinen Gefallen durch seine Intervention. Vera zog die feinen Brauen zusammen: „Das ist fatal!“ und Doris äußerte gegen die Schwester: „Ich wollte, er wäre Gott weiß wo!“

Horst's unwirsch'es Wesen verlor sich einigermaßen, indem er den Retter in der Noth anredete: „Hören Sie, lieber Freund, jetzt kann ich Sie doch noch brauchen!“

Kracht zog grüßend den Spighut: „Bedauere, augenblicklich bin ich nicht frei.“ Er zeigte nach einem Baum am Graben der Straße: „Dort steht mein Pferd.“

„Ihr Pferd?“ wunderte sich der Freiherr.

„Aus dem gräßlichen Stall,“ erläuterte Jener.

„Sie sind im Schloß gewesen?“ forschte Vera rasch mit neuerwachendem Interesse an der Person des Führers.

Kracht verneigte sich bejahend: „In Angelegenheiten meines Sohnes, und soll hier den Geflügelhändler erwarten.“

„Den ich zu den Herren geschickt?“ fiel Horst ein.

Abelgunde, die mit Betty und Poffe unter eine mächtige Ulme retirirt war, gab den jungen Leuten einen Wink: „Horcht!“

Kracht befriedigte die Wißbegierde des Freiherrn: „Der junge Graf wünscht den Mann noch einmal zu sprechen. Der Präsident hat große Freude über seinen Sohn.“

Horst hielt die Bemerkung für Spott und ging in dem Sinn darauf ein: „Das kann ich mir denken!“

Doris entfärbte sich, denn auch sie mißverstand den Führer, der nun den Freiherrn zu belehren suchte: „Im Ernst, Herr, große Freude! Graf Friß hat Neigung, sich zu vermählen, und der Präsident sehnt sich schon lange nach einer Schwiegertochter.“ Bei den letzten Worten sah er die Aeltere der beiden Schwestern so bedeutungsvoll an, daß Vera dieser versthohlen die Hand drückte: „Doris!“

Der Freiherr gewahrte nichts davon, denn er hatte, so wie er von der Neigung des jungen Grafen, sich zu vermählen, hörte, den Blick auf Betty geheftet und näherte sich jetzt dem Mädchen ein paar Schritte: „Da kann man Ihnen ja Glück wünschen, mein Fräulein!“

Die Gratulation bereitete indeß der Empfängerin keine Freude, vielmehr rief Betty mit hellem Schreck: „Mir?“

„Was ist das?“ stuzte Kracht, der über den Frevler, den sein Sohn begangen haben sollte, noch völlig im Unklaren war.

Betty klammerte sich an Adalgunde: „O Mutter, steh' mir bei! Ich liebe den Grafen nicht, ich will ihn nicht und nehme ihn nicht, der Vater mag thun, was er will!“

„Sei ruhig, Betty,“ tröstete die Angeflehete, „gezwungen sollst Du nicht werden!“

Horst stand ihnen hochbefremdet gegenüber: „Was hör' ich? Das Mädchen schlägt den Grafen aus?“

„Er selbst wird am meisten erstaunen,“ gab Kracht dazu, dem der Zusammenhang aufzudämmern begann.

Mit einem Anfluge von Feierlichkeit erklärte Adalgunde dem Freiherrn: „Das Herz meines Kindes hat anders gewählt. Dort steht der junge Mann —“

Im nämlichen Augenblick stürmte Trillhase auf den Platz, das Antlitz zinnoberglühend. Doch da sein Auge den Spitzhut traf, prallte er zurück: „I seh' ein Mensch an!“

Betty bezog die Exclamation auf ihre Stellung zu Poffe und wimmerte: „Vater!“

Trillhase beachtete sie gar nicht: „Ist mir der Alte wieder zudorgekommen?“ Und mit verbiffener Wuth zog er ironisch seinen Filz vor Kracht: „Guten Morgen, Excellenz! Außerst erfreut, Herr Chespräsident!“

Horst zuckte auf: „Herr Trillhase!“

„Bohl mir, daß ich Sie noch finde!“ fuchtelte der Erhitzte.

„Und wehe mir!“ lächelte Kracht.

„Ja, wehe,“ donnerte Trillhase, „jetzt seid Ihr geliefert! Herr Freiherr, lauter falsche Menschen im Schloß! Ein junger Graf —“

„Mein Sohn Fritz!“ ließ Kracht als Randglosse folgen.

„Die Verwandtschaft soll gelten,“ schrie Trillhase, „Ihr seid einander würdig!“ Und zu Horst fuhr er in seiner Berichterstattung fort: „Ein falscher Baron —“

„Baron Schönborn!“ sagte Kracht.

Trillhase schwang den Regenschirm: „Um Namen ist keine Noth! Doch vor Allem der Alte —“

Länger hörte ihn der Freiherr nicht an, sondern trat auf den Gebirgsführer zu: „Excellenz!“

Trillhase warf sich zwischen Beide: „Was?“

Horst, dem die Schuppen von den Augen gefallen waren, wies ihn vornehm zurück: „Herr, ich habe mit Ihnen nichts mehr zu schaffen! Herr Graf, ich denke —“ er deutete auf das Haus.

„Der Meinung bin ich auch,“ versetzte Kracht, die Bitte verstehend, und ging mit dem Freiherrn bis dicht an die Thür. Trillhase guckte perplex und offenen Mundes Beiden nach.

„Doris!“ frohlockte Vera leise.

„Mir beben die Kniee!“ flüsterte die Schwester.

„Courage im Glück!“ redete Vera ihr zu und zog sie mit sich in die Nähe der Herren, um an dem vertraulichen Austausch Theil zu nehmen.

Der im Stich gelassene Wildprethändler stand noch immer wie angenagelt. Adalgunde pflanzte sich vor ihn: „Trillhase!“ und tupfte an die Stirne.

Da erwachte er aus seiner Starrheit: „Adalgunde, das verbitt' ich mir!“

„Was faselst Du von falschen Menschen im Schloß?“

„Nun, wenn Du's besser weißt?“

„Du sahst doch, daß Excellenz ihr Inkognito auch vor dem Freiherrn bewahrt, bis Du's gelüftet!“

Trillhase fuhr sich mit der flachen Hand über den Scheitel bis in's Genick: „Ich rede nicht mehr!“

Das brachte aber seine Gattin keineswegs auch zum Schweigen. Unter lebhaften Gesten erörterte sie: „Excellenz sind um Deinetwillen hier erschienen, weil der junge Graf Dich noch einmal zu sprechen wünscht.“ Der Hörer preßte die Lippen fest auf einander. „Excellenz sind einer Verbindung mit unserer Betty nicht abgeneigt, doch Betty weigert sich jetzt entschieden. Sie hat Sympathie für unseren Doktor gefaßt.“ Bei dem Letzten zog sie den Bezeichneten an der Hand heran.

Die neue Ueberraschung gab den Gedanken Trillhase's eine andere Richtung. Er sah das Herrchen vor sich groß an: „Sie, Doktor?“

Jetzt mußte Poffe endlich den Mund aufthun. „Nur der Philosophie!“ lallte er bescheiden.

Adelgunde warf den Kopf: „Warum nur? Doktor der Philosophie ist ein höchst schätzbarer, achtungswerther Titel! Dazu,“ sprach sie wieder ihren Mann an, „ist unser junger Freund Universitätsbibliothekar.“

Abermals schränkte Poffe ein: „Nur Unterbibliothekar mit schmaler Besoldung!“

„Die sieht man Ihnen an,“ recensirte Betty's Vater trocken.

„Trillhase!“ rügte Adelgunde diese ungeziemende Aeußerung.

Doch ihr Mann entschuldigte sich nicht: „Mache ich ihn denn dafür verantwortlich?“

„Er lebt,“ fuhr Adalgunde fort, „mit seiner alten Mutter zusammen, die eine geborene Kabetitz ist.“

„Kabetitz?“ spitzte ihr Gatte das Ohr.

„Jawohl, denke nur, die älteste Schwester von Wilhelm Kabetitz in Posen!“

Ueber Trillhase's Gesicht glitt ein Sonnenstrahl: „Meines Freundes Wilhelm, der mit mir bei J. W. Benecke in der Lehre gewesen? Aus der respektablen Familie stammt er?“

„Als rechter Neffe von Wilhelm Kabetitz!“ stellte Adalgunde noch einmal das Verhältniß fest.

Das war in Anton Trillhase's Augen eine gewichtige Empfehlung, in Folge deren er sich direkt an den Schmalbesoldeten wendete: „Sie sind meiner Tochter gut?“

Liebe, das heißt ausgesprochene Liebe, weckt häufig in der anderen Seele die gleiche Empfindung, zumal wenn von Natur eine Neigung dazu in ihr liegt. Der Gegenstand, der sich der Liebefähigkeit Poffe's so unvermuthet und entgegenkommend dargeboten, war wohl geeignet, alle Wünsche des Poeten zu befriedigen, und Trillhase's unumwundene Frage ließ, wie Poffe plötzlich fühlte, keine andere Antwort zu, als: „Ach sehr!“ Doch bekommen knüpfte er unmittelbar an: „Ich fürchte nur, sie liebt mich aus Mißverständniß.“

Adalgunde begriff ihn nicht: „Aus Mißverständniß?“

„Weil Sie, verehrte Frau, meine Verse auf sich beziehen.“

Die verehrte Frau trat zurück: „Ich täuschte mich?“

Ihr Gatte musterte sie: „Na, aber auch Verse auf Dich, Adalgunde?“

Poffe nahm Betty's Hand: „Wenn ich reumüthig gestehe, daß ich gestern“ — er blickte rückwärts nach Doris und Vera — „in momentaner Verblendung —“ das Uebrige ließ er errathen und brachte seine Lippen mit der jungfräulichen Hand in Berührung.

Abelgunde streckte gebieterisch die Rechte aus: „Küssen Sie meiner Tochter nicht die Hand!“ Poffe war mit Einem Schlage bei ihr in Ungnade gefallen.

Nicht so bei dem Mädchen, das die Freiherrntöchter in's Auge faßte und nickte: „So, so, ich begreife!“ Dann lachte sie: „Da küssen Sie noch einmal!“

„O, Fräulein Betty!“ Neberglücklich that ihr Poffe den Willen.

Trillhase klopfte seiner Frau auf die Schulter: „Komm zu Dir, Abelgunde, und setzt euch einmal!“ Er ging an den Tisch unter der majestätischen Ulme, der Graf und der Freiherr schienen nicht mehr vorhanden für ihn. Da seine Leute ihm nicht sogleich folgten, verstärkte er die Stimme: „Ihr sollt euch setzen, hab' ich gesagt!“ Das junge Paar fand sich bei ihm ein, auf einen energischen Wink nahm auch Abelgunde Platz. Trillhase allein blieb stehen und stemmte die Hände auf den Tisch: „Ich bin gezwungen, eine Rede zu reden.“ Seine Frau machte eine Bewegung, wie wenn sie ihn davon abhalten wollte. Doch er sagte: „Bittere nicht, Abelgunde, ich werde nicht stecken bleiben!“ In demselben Athem hob er an: „Mein Herr Universitäts-Unterbibliothekar und Doktor der Philosophie Poffe! Die Welt ist voller Spitzbuben —“

„Mann!“ interpellirte Abelgunde.

„Es ist so!“ sprach er unbeirrt weiter. „Ich kann nicht dafür, ich hätte sie anders erschaffen! Sie aber, Doktor, sind eine ehrliche Haut, obgleich Sie nichts in die Milch zu brocken haben. Letzteres macht aber nichts, denn dafür bin ich der Mann! Was Ihnen Ihre Bücherwürmerei nicht einträgt, hat mir meine Hirschschlächterei eingetragen.“

„Hirschschlächtere!“ empörte sich das Bartgefühl Adeldgunders.

Trillhase blickte fast mitleidig auf sie herunter: „Paßt Dir der Ausdruck wieder nicht? Von Pute und Knäntente will ich bei dieser Gelegenheit keine Notiz nehmen. Kurz und gut, ich habe mein Schäfchen in's Trockene gebracht und fürchte nicht, daß es der Doktor in's Kasse zurücksetzt, wenn er erst unsere Betty hat.“

„Papa!“ rief Poffe im herzlichsten Tone.

„Ruhig, alter Sohn!“ gebot der Redner milde. „Damit schließe ich und verlobe euch, Betty Trillhase und Doktor —“ er hielt inne.

„Eduard!“ half ihm Betty ein.

„Ich danke Dir — das fehlte mir!“ sagte der Vater und fuhr fort: „Doktor Eduard Poffe —“

„Poffé!“ verbesserte Adeldgunde.

„Donnerwetter!“ knirschte Trillhase, aber es galt nicht der Frau und ihrer Korrektur, sondern wiederholte sich bei einem plötzlichen Wagengeräusch, das von der Landstraße her drang, die der Wildprethändler von seinem Standorte aus übersah: „Donnerwetter, die Bande vom Schloß!“

„Holla!“ rief's gleichzeitig am Hause und schallte laut bis an den Verlobungstisch, „da kommt mein Trix gefahren!“



Ebenso vernehmlich klang die Stimme des Freiherrn: „Ich muß Ihrem Sohn entgegen, Excellenz!“ Horst eilte davon.

Adelgunde, Betty und Poffe blieben nicht sitzen. Die Erste entdeckte jetzt gleichfalls die Karrosse und sagte schnell: „Betty, der Graf! Erschrick nicht!“

Das Mädchen suchte Schutz an Poffe's Arm: „Ich bin verlobt!“

„Der Graf, Adelgunde?“ fragte Trillhase. „Was? Wo? Wahrhaftig! Jetzt freue Dich! Kalt Blut, Trillhäschen, kalt Blut!“ Der beleibte Mann nahm Deckung hinter der noch umfangreicheren Ulme und wartete des Moments, sich auf den erspähten Feind zu stürzen.

„Welcher ist denn der Graf?“ beehrte Poffe halb flüsternd zu erfahren.

„Der dort um den Wagen herumläuft!“ orientirte ihn Betty.

„Eigenthümlich!“ meinte Adelgunde.

„Was eigenthümlich?“ versetzte Trillhase. „Sahst Du nicht den Wink, den er eben gekriegt? Jetzt will der Freiherr ihn retten. Paßt auf, paßt auf! Im Stillen hält der Abel doch immer zusammen! Warum haben wir Bürgerlichen den Corpsgeist nicht?“

Da erschien Fritz neben Horst auf dem Platz und bat mit einer ablehnenden Geste: „O, keine Entschuldigung!“

„Aber Genugthuung!“ entgegnete der Freiherr und führte ihn zu Doris.

„Die nehme ich an!“ rief Fritz. „Doris, meine Braut!“

„Ge—e?“ dehnte Trillhase auf seinem Posten, und das breite Gesicht wurde ihm lang.

„Liebster Papa!“ rief Fritz von Neuem.

Der Präsident kam zu ihm und lächelte Doris an: „Die junge Dame, die schon den fremden alten Mann mit Güte behandelt, wird es auch dem Vater an Liebe nicht fehlen lassen. Er wünscht nur Eins.“

Doris senkte den Blick: „Befehlen Sie!“

„Künftighin, mein Töchterchen, das Brod ein wenig dünner!“

Da hob sie die Augen wieder, und seine Hand küssend, erwiderte sie mit feiner Anmuth: „Künftig empfangen ich's ja von Ihnen!“

Inzwischen hatte der Baron Schönborn, der mit Fritz angelangt war, den Damen bisher aber nur von ferne einen stummen Gruß abgestattet, seinen Entschluß gefaßt und trat in militärischer Haltung vor die Jüngere der Schwestern: „Fräulein Vera! Ich bin Soldat und kurz in meiner Art —“

„Das halt' ich nicht aus!“ dröhnte es hinter der alten Ulme hervor, „ich will reinen Wein, meine Herren!“ Trillhase präsentirte sich.

Fritz drehte sich im Nu um: „Würdiger Mann, da sind Sie? Das ist mir lieb!“

„Herr Graf, mein junger Herr Graf!“ tönte es aus dem Hause und Christel kam gelaufen.

„Nur kein Kreuzfeuer!“ Damit faßte Fritz die Wirthin bei den Händen. „Holde Nymphe der Berge, begrüße zuerst Deine junge Gräfin dort!“ Er schob sie hastig seiner Braut zu und kehrte zu dem erwartungsvollen Wildpret Händler zurück. „Mein werther Herr Trillhase, der Frei-

herr hat mich soeben nur flüchtig belehrt, um was es sich handelt, aber ich weiß genug. War Ihr Graf Kracht vielleicht ein sehr blonder Mensch, lang aufgeschossen?"

„Semmelblond und lang wie der Tag vor Johanni,“ bejahte Trillhase und deutete nach dem Wagen, „Figura zeigt's, da steht er!“

„O, meine Ahnung!“ sagte Fritz. „Ein Glück, daß ich ihn mit auf die Reise genommen! Ziehen Sie ihn nach Belieben zur Rechenenschaft! Der Schlingel ist zwar nicht böse von Gemüth, macht aber einen Schelmenstreich nach dem anderen. Es ist mein Jäger!“

Adelgunde gerieth in Gefahr umzusinken: „Jäger?“

Ihr Gatte hingegen war auf einmal völlig zu innerer Ruhe gekommen und sprach mit einer Gemessenheit, die an Würde grenzte: „Da hast Du den Salat, Adelgunde, daher verstand er sich auch so gut auf Wild!“

„Er soll Ihnen Rede stehen!“ versicherte Graf Fritz und rief streng: „Johann!“

„Ich danke ergebenst,“ wies Trillhase das Anerbieten schnell von der Hand und ließ seine Stimme diktatorisch nach der Straße hin schmettern: „Johann, bleib da!“ Hierauf gab er mit dem vorigen gravitätischen Ernst seinen familienväterlichen Willen und Entschluß kund: „Adelgunde, wir haben das Individuum nie gefannt!“

„So wird er von mir einen Kerb in's Ohr bekommen!“ drohte der junge gräfliche Gebieter des sündigen Jägers.

„Was Sie thun, mein Herr Graf, ist Ihre Sache!“ So überließ Trillhase ihm die Strafe und machte dem

Präsidenten eine Verbeugung: „Excellenz, ich bitte als Mann von Welt um Verzeihung!“

Der Schloßherr entgegnete mit wohlwollender Miene und einer abschiednehmenden Handbewegung: „Ich werde unsere Bekanntschaft nie vergessen!“

Adelgunde kreuzte die Hände über der Brust und knigte: „O, ganz auf unserer Seite, Excellenz!“

Die Excellenz beeilte sich, mit den Damen und Herren, die zu ihr gehörten, in den Wagen zu kommen, wo man der Firma Anton Trillhase bald aus den Augen war. Christel wollte den Herrschaften das Geleit geben, aber der Residenzbürger hielt sie fest: „Wirthin, die Speisefarte! Ich muß etwas genießen!“ Hochathmend streifte er seine Handschuhe ab, ohne daß Adelgunde, die jetzt mit strahlendem Blicke das glückliche Brautpaar betrachtete, dagegen Protest erhoben hätte.

# Ein deutsches Volkslied.

Zeit- und Literaturbild

von

**Wilhelm Girschner.**

(Nachdruck verboten.)

An einem der ersten Frühlingstage des Jahres 1773 machte der Gerichtsamtmann Bürger in Gelliehausen bei Göttingen, der sich schon damals als Dichter volkstümlicher und wohlklingender Lieder einen Ruf erworben hatte, noch spät Abends, angelockt durch die Milde der Luft und den herrlichen Mondenschein, einen Spaziergang in's Freie. Er schlug seinen Lieblingsweg ein, einen sanft abfallenden Hügel hinauf, welcher eine labende Aussicht über die schöne idyllische Gegend gewährte und am Saume eines Wäldchens hinlief. Friedlich, von zartem Dufte umtoben, umflossen vom silbernen Mondenscheine, lag das Thal zu seinen Füßen. Da klangen durch die Stille des Abends die hellen sanften Töne eines Liedes zu ihm herauf. Sie kamen aus dem Munde eines Bauernmädchens, das er den Wiesenpfad im Thalgrunde mit raschem, leichtem Schritt herabsteigen sah. Er lauschte und konnte deutlich die Strophe eines Liedes vernehmen, die also lautete:

„Der Mond, der scheint so helle,  
Die Todten reiten so schnelle,  
Fein's Liebchen, graut Dir nicht?“

Sonderbar bewegen diese Worte, getragen von einer einfachen ergreifenden Volksmelodie und in dieser Scenerie gesungen, seine dichterische Seele. Er strengt sich an, noch mehr von dem Liede zu hören, aber vergeblich; die Sängerin entfernt sich rasch, und nur der Refrain jeder Strophe:

„Fein's Liebchen, graut Dir nicht?“

dringt noch einmal deutlich zu ihm herauf.

Tag und Nacht gehen ihm die Verse und ihre Melodie durch den Kopf; es läßt ihm keine Ruhe, er muß das ganze Lied kennen. Nach langem Forschen gelingt es ihm auch, jenes Bauernmädchen wieder aufzufinden; es kennt indessen nur jene eine Strophe des Volksliedes, die es damals nur allein und wiederholt vor sich hin gesungen hat, und erinnert sich nur noch einzelner Worte desselben, das es einst, es weiß nicht mehr, von wem, singen gehört, jener Worte aus dem Gespräche der Liebenden, die es betrifft: „Graut Liebchen auch?“ — „Wie sollte mir denn grauen, ich bin ja bei Dir.“

Wir wissen jetzt, daß das gesuchte Lied, das auch in die bekannte Volkslieder Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ aufgenommen ist, ein plattdeutsches, über ganz Niederdeutschland verbreitetes Volkslied ist, mit ähnlichem Inhalte wie die bekannte „Lenore“ unseres oben genannten Dichters, der uralten, schon in der heidnischen Welt uns entgegentretenden, vom christlichen Volksleben aufgenommenen und fortgesponnenen Idee entsprungen, daß übermäßiger Schmerz der Hinterlassenen die Ruhe der Todten störe. Allein unser Dichter erfuhr damals, trotz fortgesetzten eifrigen Forschens nach dem vollständigen Texte dieses Volksliedes, nur noch wenige Zeilen

desselben von einer Freundin, die ihm den Inhalt nach dunklen Erinnerungen mittheilte, und der nur jene Zeilen, unter denen die folgenden waren:

„Wo leise, wo lose  
Rege hei den Ring —“

im Gedächtniß geblieben waren.

Es war damals jene Zeit, da im deutschen Geistesleben, hauptsächlich auf dem Felde der Dichtung, ein gänzlicher Umschwung eintrat und in schroffer Abkehr von einer alten, verbildeten, hemmenden und irreleitenden Zeit ein absolut Neues begann. In der Brust aller für Gott und Natur, für Liebe und Freundschaft, für Tugend und Vaterland begeisterten jugendlichen Dichterseelen stürmte und klopfte der sehnüchtige Wunsch, der Nation der lang entbehrete Volksdichter zu werden, und an Stelle der bisherigen geistes- und gefühlarmen, von Regeln beengten, antiken und französischen Mustern nachklimmenden Stuben- und Lampenpoesie, die weder Verständniß noch Anklang im Volke fand, dichterische Werke zu bringen, welche, frei von jeder störenden Rücksicht, jedem fremdartigen Elemente, einfach und unmittelbar dem Gemüthe entsprungen, Leben und Ideen des Volkes widerspiegelnd, vom Volke verstanden, von ihm nachgeföhlt und nachgesungen wurden. Aus diesem Streben erwuchs die zweite Blüthezeit unserer deutschen Dichtung.

Aber der geniale Herder mußte die neue Richtung erst auf die richtige Spur und Fährte bringen. Dies that er, als er die aufstrebenden Dichter zu einer reinen und ursprünglichen Quelle zurückwies — zu den Volksliedern aller Zeiten und Nationen.

Es ist bekannt, wie mächtig Herder mit seinen Ansichten und Anregungen auf Goethe einwirkte, und ebenso war er es, der zuerst den durch seine Begabung zu einem echten Volksdichter berufenen Bürger auf den richtigen Weg wies. Leider gestatteten seine leidenschaftliche Sinnlichkeit, sowie höchst unglückliche äußere Verhältnisse nicht, daß sein Genius sich harmonisch entfalten und das leisten konnte, was von ihm ursprünglich zu hoffen war. Was Herder von der Dichtung des Volkes deutlicher und bestimmter lehrte, hatte Gottfried August Bürger schon längst dunkel empfunden und geahnt. Was Wunder daher, daß des Erstern Ideen von ihm mit Begeisterung aufgenommen wurden und alsbald in ihm Gestalt und Leben gewannen. Mit allem Eifer warf er sich jetzt auf das Studium der Natur- und Volkspoesie, war Tag für Tag auf der Jagd nach Volksdichtungen und Traditionen und tauschte nicht selten in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfes, auf der Bleiche oder in der Spinnstube. Das so Gewonnene und Erlauschte bearbeitete er dann nach seiner Weise, wobei ihm außer seiner Naturwahrheit und Unmittelbarkeit auch sein Sinn für Schönheit der Form und das musikalische Element der Sprache zu Hilfe kamen. Vor Allem warf er sich auf die Romanzen- und Balladenpoesie, jene improvisirten, stimmungsvollen epischen Lieder, welche mit unserer gesammten Volkspoesie untergegangen waren und nur noch in einer häßlichen Verstümmelung existirten, worin das Volksthümliche gleichsam ironisirt war. Hatte er selbst bisher dieser letzteren Manier noch gehuldigt, wie sein „Bacchus“,



sein „Raub der Europa“, seine „Menagerie der Götter“ und ähnliche Dichtungen beweisen, so brachte er jetzt wieder Würde und Poesie in diese Dichtungsart zurück, und sie gewann, indem er auch hier aus dem Leben und der Poesie des Volkes schöpfte, unter seinen Händen diejenige Gestalt, in welcher sie bald das Lieblingskind der deutschen Muse wurde.

Seine schönste und am populärsten gewordene Dichtung aber, ja die reichste und edelste Frucht seiner durch Herder gewonnenen Bildung, und das Höchste, was er als Dichter geleistet hat, ist diejenige Ballade, zu der ihm jenes Volkslied, von dem er durch Zufall zuerst einige Klänge auf einem Abendspaziergange erlauschte, Anregung und Vorbild gab — die „Lenore“, welche zugleich die erste deutsche Ballade war. Wer sollte sie nicht kennen? Sie ist ja noch heute unvergessen und tönt uns selbst aus dem Munde des Volkes noch hie und da entgegen.

Sobald Bürger den Inhalt jenes Volksliedes erkundet, machte er sich daran, ihn in eine Ballade nach seiner Art zu fassen. In dieser Zeit fiel ihm auch auf der Göttinger Bibliothek die von dem Engländer Percy herausgegebene Sammlung altschottischer Volksballaden in die Hände. Zu seiner großen Freude fand er darin auch eine Ballade, deren Inhalt dem jenes niederdeutschen Volksliedes ziemlich gleich war, das ja auch in England heimisch ist, und benutzte sie sogleich, wie er denn später viele seiner Balladen, bald in Uebersetzung, bald in Umarbeitung jener Sammlung entliehen hat. Jene schottische Ballade trug die Ueberschrift: „Sweet William's ghost“ (des lieben Wilhelm's Geist), und

er hat von ihr auch den Namen Wilhelm beibehalten. Doch hat er seiner „Lenore“ eine durchaus eigenartige Wendung und ein ganz besonderes Kolorit gegeben, wodurch sie als etwas völlig Neues und Selbstständiges erscheint.

Sie sollte nach den Intentionen des Dichters dasselbe auf dem Felde der Ballade werden, was Goethe's „Göz von Berlichingen“, der kurz zuvor erschienen war und durch ganz Deutschland mit unermesslicher Gewalt zündete, als Drama sei. Gleichwie Goethe in diesem Stücke, wollte er allen Regeln der Kunsttrichter und Theoretiker in's Angesicht schlagen; seine „Lenore“ sollte ebenso populär wie dieses werden und von ihr sich eine neue Periode der deutschen Literatur datiren — die der volksthümlichen Ballade.

Im Herbst war die Ballade fertig. Bürger las sie zunächst ein paar Freunden und Freundinnen in seinem Gartenhause vor. Um die Wirkung zu erhöhen, hatte er Fensterladen und Thür verschlossen und ließ die letztere bei der Stelle vom Gitterthore plötzlich öffnen. In der That wirkte seine Vorlesung auch dermaßen, daß die mitanwesende religiös-schwärmerische Hofrätthin Riste aus Gelliehausen sich den Gegenstand so fest eingepägt hatte, daß sie mehrere Wochen nicht schlafen konnte, immer wieder davon träumte und dabei im Bette in die Höhe fuhr. Noch größere Wirkung und Anerkennung erfuhr aber der Dichter, als er bald darauf sein neues Geisteskind in einem größeren Göttinger Freundeskreise vortrug, dem er es während der Ausarbeitung bruchstückweise zugesandt, um seiner fleißigen und sorgfältigen Art gemäß von den Rathschlägen und Meinungen der Freunde Gebrauch zu machen.

Dieser Freundeskreis war der sogenannte Göttinger Dichterbund oder Hainbund, ein Kreis von jungen poetischen Talenten unter der Göttinger Studentenschaft, welche sich unter dem Vorsitz des literarisch berühmten Privatlehrers Boje in Göttingen zum großen Werke der Regeneration unserer Literatur, namentlich deren Befreiung von der den Franzosen nachgeahmten Steifheit die Hände gereicht hatten, in idealischer Ueberschwenglichkeit zusammen schwärmten und sich eine eigene poetische Welt schufen. Allwöchentlich kamen sie wechselseitig bei einem der Mitglieder zusammen und recensirten gegenseitig ihre neuesten Gedichte. Diejenigen Leistungen der jungen Poeten, welche so die Feuerprobe bestanden hatten, wurden in dem von Boje im Verein mit dem Dichter Gotter schon 1770 herausgegebenen weitverbreiteten ersten deutschen Musenalmanache vor das Publikum gebracht, und dieser Almanach, der den jungen Dichtern bald im weiten Umkreise des Vaterlandes Anerkennung und Theilnahme verschaffte und in welchem auch die Leistungen vieler berühmten Dichter von auswärts, zum Beispiel Goethe's, Aufnahme fanden, wurde auch für Entferntere ein Wegweiser, dem sie gern und mit freudiger Hoffnung folgten. Alle gährenden Elemente der Zeit waren in der Genossenschaft vertreten. Da war der mädchenhaft weich fühlende Schwabe Miller, der spätere Dichter des Thränenromans „Siegwart“; Hölty, der träumerische, kindliche, sentimentale Schwärmer für ländliche Einsamkeit; der derbe und frische Mecklenburger Boß; die adeligen, von Freiheitsgluth und Vaterlandsliebe beseelten Brüder Stolberg; der talentvolle Quedlinburger Karl Friedrich

Cramer, ein glühender Verehrer Klopstock's, der an ihn eine seiner schönsten Oden richtete; der Rheinländer Joh. Friedrich Hahn, ein leidenschaftlicher Hasser der Franzosen und der sie nachahmenden Dichterschulen, Verfasser feuriger vaterländischer Oden; Claudius, der spätere „Wandsbecker Bote“; der begabte Leisewitz, Gerstenberg und Andere.

Unser Bürger, obwohl er ganz in der Nähe von Göttingen lebte und mit den Genossen des Hainbundes, von denen der eine und der andere nicht selten zu ihm hinauspilgerte und gastliche Aufnahme bei ihm fand, in Briefwechsel und lebhaftem geselligem Verkehr stand, gehörte doch keineswegs zur Genossenschaft und war auch niemals von ihr zur Theilnahme aufgefordert worden. Bürger war mit voller Seele den neuen Herder'schen Ansichten zugethan; er war selbstständig, ursprünglich und natürlich; er strebte nach Gemeinverständlichkeit und Volksthümlichkeit und wählte sich Stoffe, die sich an das lebendige Bewußtsein des Volkes angeschlossen, sein Ideal aber war, daß dergleichen Poesie auf den Märkten und Kirnfen von den Leierkastenmännern und Bänkelsängern unter das Volk gebracht werde. Die Hainbündler dagegen standen noch mit einem Fuße in der alten Zeit und gingen zudem als Schüler in fremden Gleisen. Klopstock war gleichsam der Kern, um welchen sie als Krystalle anschoffen, doch verfielen sie in erzwungene Erhabenheit, die dann mit krankhafter Sentimentalität abwechselte, undkehrten in ihrer übertriebenen Deutschthümelei zu einer fernem nebelhaften Zeit, zu Hermann und Wittkind und zu den dem Ungelehrten unverständlichen nordischen Göttern zurück.

Ihre hochtrabenden, geschraubten und unverständlichen Poesien fanden im Volke keinen Anklang, und der Verein löste sich bald wieder auf.

Im Bewußtsein seines überlegenen poetischen Genius stellte Bürger seine „Lenore“ vor den Richterstuhl der Hainbündler, indem er ihnen mit ironischem Pathos, noch ehe das Gedicht vollendet war, schrieb:

„Ihr sollt Alle mit bebenden Knieen vor mir niederfallen und mich für den Dschengis-Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade, erklären, und ich will meinen Fuß zum Zeichen meiner Superiorität auf eure Hälse setzen. Denn Alle, die nach mir Balladen machen, werden meine unbezweifelten Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehren tragen.“ Und als er mit der „Lenore“ fertig war, schlug er einen noch herausfordernderen Ton an. „Das ist Dir ein Stück, Brüderle,“ schrieb er an Boje; „Keiner, der mir nicht erst seinen Baken gibt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschenfinne so was Röstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Wahrlich, das existirt noch nicht, weder in Prosa, noch in Reim! Ich muß mir selbst zurufen, was der Cardinal von Este Ariosten zurief: „Um Gott, Herr Bürger, wo habt Ihr nur die gewaltigen Schnurren her?“ — Ei, ihr Gesellen dort, wie tief werdet ihr die Hüte davor abnehmen müssen!“ — Und in einem der nächsten Briefe äußerte er sich gegen Boje, der Titel eines Adlers für ihn schein ihm jetzt zu klein zu sein, daher er sich denn den eines Kondors des Haines (d. i. des Göttinger Bundes) beigelegt habe. Zugleich zeigte er dem Bunde an, daß er

ihnen das Gedicht noch nicht schicke, sondern es nächstens selbst mitbringen und es in der Versammlung vortragen werde. Denn Keiner von ihnen allen, er deklamire so gut wie er wolle, könne „Lenoren“ auf's erste Mal in ihrem Geiste deklamiren; und Deklamation mache die Halbscheid von dem Stücke aus. Daher sollten sie es von ihm selbst das erste Mal in aller seiner Gräßlichkeit vernehmen.

Solche Anmaßung ging den Göttingern denn doch über den Spaß. In einer ihrer Versammlungen, wo Boje die Schreiben Bürger's mittheilte, wurde folgender, in gleichem Tone gehaltener Bundesbrief an den Frevler beschloffen und aufgesetzt:

„Unserem ehrsamem, lieben Sperber, Gottfried August Bürger, nesthaft und zu erfragen in den Felsriken zu Gleichen.

Durch unseren Gerichtsboten.

Wir von Braga's Gnaden Adler des Hains wollen Dir, Ehrfamer, lieber Sperber, hiermit unangefügt nicht lassen, wasmaßen wir mißfällig vernommen haben und Uns zu wissen worden ist, wie Du wider alle göttlichen und menschlichen Rechte Dir freventlich und ungescheut angemäzt und arrogirt hast:

1) Dich über Deine Sperberschaft zu erheben und Dich nicht allein uns, den Adlern des Hains, gleich zu stellen, sondern Dich sogar mit dem Namen eines Kondors, des allergrößten aller gefiederten Geschöpfe zu belegen; wie nicht weniger

2) Uns unter Dich herabzusetzen, den Uns schuldigen

Respekt zu versagen und im Gegentheil Uns mit einem niedrigeren Titel zu benennen. — Ferner und zum

3) Hast Du Deinen Gassenhauer „Eleonore“ nicht allein unsterblich gepriesen, sondern denselben sogar über unsere göttlichen Gefänge zu erheben Dich vermessen. Endlich aber und

4) Ist Deine unglaubliche Frechheit so weit gegangen, daß Du uns Deine Untergebenen genannt hast, da Uns doch die Natur zu Herren über Dich und Deinesgleichen gesetzt und geordnet. So ist Uns auch

5) Auf eine andere Weise hinterbracht und zu Ohren gekommen, wie Du in Deinem verkehrten Sinn Dir vorgelegt, bei Vorlesung Deines Gassenhauers Uns Allen (woran Wir jedoch noch billigen Zweifel tragen und Dich eines solchen Vermessens nicht fähig halten) auf die Hälse zu treten.

Wenn Du nun auf diese Weise Dich vielfältig und gröblich vergangen hast: Also setzen, befehlen, ordnen und wollen Wir, thun es auch hiermit kraft dieses Briefes, daß Du

1) Am künftigen Sonnabend, wird sein der 21. August, bei rechter früher Tageszeit in Unserer Versammlung Dich einzufinden hast. So nicht minder

2) Erwarten Wir, daß Du uns von Deinem gottlosen Verhalten seit der Verfertigung der berüchtigten „Eleonore“ Red und Antwort geben und Uns geziemende Abbitte zu leisten nicht verweigern wirst. Widrigensfalls aber

3) Sollst Du wissen, daß bei verharrlicher Verweigerung durch Unseren einstimmigen Rath Folgendes erkannt ist, daß Dir

Durch unseren Büttel Deine Fittige ab-  
geschnitten, Dir vor die Augen gehalten, da-  
mit Du siehest, daß es nur Sperberfittige  
sind; dieselben hierauf Dir zur wohlverdien-  
ten Strafe, Anderen aber zum gerechten Ab-  
schau und Exempel an Dein eigenes Scheunen-  
thor genagelt werden sollen. B. R. W.

Gegeben in Unserer Versammlung den 18. des August-  
Monats im Jahre nach Christi Geburt 1773.

F. R. Cramer. G. D. Miller, Sekretär, mppr.“

Diese Citation übernahm das Bundesmitglied Cramer  
an Bürger zu übermachen.

Die Hainbündler meinten nun, der „freche Bänkelfän-  
ger“ werde zu Kreuze kriechen. Aber sie irrten sich. Er  
erließ als Antwort auf ihre Zurechtweisung ein Manifest  
voll humoristischer Derbheiten.

Zugleich hatte Bürger einen Brief an Boje beigefügt,  
worin er die Genossen des Hainbundes um einen Tag Auf-  
schub bat, da er verhindert sei, am Sonnabend zu kommen.  
Am Sonntag Abend aber werde er sich vor der Versamm-  
lung einfinden und ihnen alsdann sein Gedicht zur Beur-  
theilung vortragen. Zu diesem Vortrage möchten sie sich  
von einem Mediciner einen Totenkopf borgen, ihn neben  
eine trübe brennende Lampe setzen und das Zimmer sonst  
dunkel halten.

Ein gewaltiger Sturm von Gelächter erhob sich in der  
Versammlung der Hainbrüder, als Boje ihr dieses Schrei-  
ben mittheilte. Einige meinten, Bürger dürfe seinen „Gassen-  
hauer“ gar nicht vorlesen, und diesem müsse geschehen wie



Wieland's Schriften, welche die Hainbrüder unlängst bei Klopstock's Geburtstagsfeier verbrannt und aus ihnen sich Fidibusse gemacht hatten. Auch sollte dem frechen Sänger das Gastrecht des Bundes, das er schändlich gemißbraucht, nicht ferner gewährt werden. Voß meinte jedoch, er sollte sein Gedicht vorlesen, und sie wollten sich Gewalt anthun, es anzuhören; es sollte Bürger aber die Lust vergehen, je wieder mit solcher Anmaßung in ihren Kreis zu treten. Man stimmte ihm bei, bewilligte den erbetenen Aufschub und erwartete am bestimmten Tage den Sänger und den Vortrag seines Gedichtes.

Die Gebrüder Stolberg hatten es übernommen, die Bundesgenossen an diesem Tage in ihrem geräumigen und eleganten Quartiere in der Wehnder Gasse, der Hauptstraße Göttingens, zu bewirthen. Es war am Abend. An dem langen Tische des geräumigen Zimmers hatten die Bundesglieder Platz genommen; Flaschen Weines, Gläser, Pfeifen und Tabak winkten auf ihm den Gästen. Das Gemach war nur mäßig erhellt; den von Bürger gewünschten Totenkopf hatte man jedoch weggelassen. Mit Spannung lauschte man der Ankunft des Dichters; endlich hörte man den Hufschlag seines Pferdes auf der Straße, bald darauf seine Tritte auf der Treppe. Stolzen Blickes trat er ein und versprach nach kurzem Gruße der Versammlung einen Genuß, an welchen sie noch Jahre lang zurückdenken sollten. Ein allgemeines Hohngeschrei war die Antwort, und Voß meinte, er und seine Genossen wollten dem „Kondor des Hains“ die falschen Federn ausrupfen, daß er ganz nackt und kahl nach Hause reiten und einen unsterb-

lichen Schnupfen davontragen solle. Doch Bürger blieb ruhig, seines Triumphes gewiß, warf sich auf einen unweit der Thür befindlichen Stuhl, zog das Manuscript der „Lenore“ aus der Tasche und begann seine Vorlesung. Er deklamirte mit gehobener Stimme, großem Pathos und sich steigendem Affekte. Die Kraft, Wahrheit und phantasievolle Lebendigkeit des Gedichtes riß alle Zuhörer unwillkürlich mit sich fort, deren Spannung von Minute zu Minute sich steigerte und auf ihren Gesichtern sich ausdrückte. Sie lauschten endlich mit halbverhaltenem Athem, und gar Manchem ging die Pfeife aus. Als Bürger aber an die Stelle kam:

„Rasch auf ein eisern Gitterthor  
Ging's mit verhängtem Zügel,  
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor  
Zersprengte Schloß und Kiegel,“

und dabei mit seiner Reitpeitsche, die er in der Hand behalten hatte, mit voller Kraft an die Thür schlug, war die Wirkung dieses Knalleffektes dermaßen, daß es allen Zuhörern kalt und eisig durch die Glieder fuhr und der jüngere Stolberg in jähem Schrecken von seinem Stuhle auffsprang. Mit verhaltenem Athem hörte man bis zum Schlusse zu, und als Bürger geendet, brachen über ihn ein Jubel des Entzückens und ein Strom des Beifalls los. Streit und Zwist waren vergessen, man umarmte und küßte sich im Taumel der Wonne. Nachdem aber Jubel und Enthusiasmus sich erschöpft hatten, setzten sich die Hainbrüder mit Bürger zum dichterischen Symposion nieder und tranken wie Flaccus und Anakreon.

Bürger hatte sich über den Werth und die Folgen seiner

Ballade nicht getäuscht. Wenige Gedichte haben eine so einstimmige Bewunderung, eine so allgemeine Verbreitung gefunden. Das Meisterlied erhielt eine Ehrenstelle im Göttinger Almanach von 1774 und eroberte sich, in einem Augenblicke ganz Deutschland durchfliegend, die Herzen des Publikums. Mit seinen frischen, ungekünstelten Bewegungen, seinen rührend-ergreifenden Klängen tönte es neu und wunderbar, wie aus einer anderen Welt, in die an Künstelei und gelehrte Anspielungen gewöhnte Zeit hinein. Ueberall, am Puktsisch und am Spinrocken, las man es, ließ es sich vorlesen und lernte es auswendig. So hatte auch Goethe seine Freude daran, es in dem feingebildeten Kreise seiner Villa in Frankfurt am Main zu deklamiren, und immer wieder wollte man es dort hören.

Und mit welchem Beifall die „Lenore“ auch im Auslande aufgenommen wurde, beweisen die englischen, französischen, italienischen und lateinischen Uebersetzungen, welche davon erschienen. In England besonders wurde sie rasch beliebt.

Der deutlichste Beweis ihrer Popularität sollte Bürger selbst zu Theil werden. Auf einer Reise kehrte er spät Abends in ein ärmliches Dorfwirthshaus ein. Kaum hatte er sich in der ihm neben der Gaststube angewiesenen Kammer zur Ruhe gelegt, als er in jener von einer Stimme ihm wohlbekannte Verse recitiren hört. Er springt von seinem Bette auf und lauscht an der Thür. Er hat sich nicht getäuscht; deutlich hört er in der Gaststube von Jemandem mit voller Begeisterung und lautem Pathos die Verse und Strophen seiner „Lenore“ den versammelten Gästen

vortragen, die sich ganz still und ruhig verhalten. Als der Deklamator geendet, bricht unter seinen Zuhörern endloser Jubel aus. „Das war aber schön, Schulmeister!“ ruft man. Dieser Ausruf verräth dem lauschendem Dichter, daß der Deklamator der Dorflehrer, die Zuhörer die Dorfbewohner waren, welche Karten und Bierkrug im Stich gelassen, um aufmerksam dem Vortrage des sie anziehenden Gedichtes zu lauschen.

An jenem Abend empfand Bürger die ganze Wonne des Volksdichters. Und in der That, ein Volkslied ist die „Genore“ im vollsten und besten Sinne, dem deutschen Volke angehörig wie wenig andere Gedichte unserer Literatur, eine Blüthe im Garten derselben, die ewig duften wird.

# Der Rheinwein.

Von

**Georg v. Stoly.**

(Nachdruck verboten.)

Der Rheinwein ist von jeher der geschätzteste und beliebteste Traubensaft gewesen, welchen deutsche Lande hervorbrachten; in unzähligen Liedern ist er besungen und gepriesen worden, und auch mit Fug und Recht, denn in welcher Bacchusgabe findet sich ein lieblicheres, köstlicheres Aroma, als in dem goldigen Raß von Johannisberg, Rüdesheim, Geisenheim, Rauenthal, wo preßt man einen gehaltvolleren Trunk, als an jenen herrlichen Gestaden, die der prächtigste Strom Deutschlands bespült! Darum rath auch Karl Simrock mit Recht:

Wem es beschieden ist,  
Bleib' an des Rheines Strand!  
Nirgend hienieden ist  
Doch ein so feines Land.  
Männer und Mägdelein,  
Kenner von echtem Wein,  
Schenken ein!

Daß der Rheingau sich vorzüglich zum Weinbau eigne, hat man schon sehr früh erkannt, bereits zur Zeit der Römerherrschaft blühte daher die Weinkultur in den Gegenden von Worms, Mainz, Rüdesheim u., doch erst unter

Karl dem Großen, der ja während seiner ganzen Regierung eifrig bemüht war, die Landwirthschaft zu heben, wurde der deutsche Weinbau in wirklich ergiebiger Weise gepflegt. In Folge dessen hat sich denn auch im Rheinlande die Sage gebildet, daß der Kaiser Karl alljährlich während der Rebenblüthe seiner Gruft im Dom zu Aachen entsteige und, an den Ufern des Rheins dahinschreitend, die Reben segne. Auch von den späteren Kaisern wurde der Weinbau angelegentlich gefördert, so daß es bereits zur Zeit der Hohenstaufen ausgedehnte Weinberge in Schwaben, Thüringen, Sachsen und Hessen gab. Der Hauptsitz der Weinkultur blieb aber immer die Rheingegend, und das mit Reben besteckte Land gewann dort nach und nach einen solchen Umfang, daß sogar die übrige Landwirthschaft dadurch empfindlich beeinträchtigt wurde. Selbst um Köln herum, wo heutzutage gar kein Weinbau mehr betrieben wird, sah man im Zeitalter der Reformation auf den Feldern fast nur Weinstöcke. Natürlich blühte darum auch der Weinhandel auf's Ueppigste; für Norddeutschland war der Hauptstapelplatz Köln, für Süddeutschland Ulm. In letzterer Stadt kamen in der Haupthandelszeit nicht selten 300 Weinwagen auf einmal auf den Markt, und es gab dann Tage, an denen nicht weniger denn 800 Fässer verkauft wurden. Leider war auch bereits zu jener Zeit die Weinsälscherei im Schwange. Im Jahre 1451 beschwerte sich die Stadt Antwerpen beim Kölner Rath, „daß der Weinhandel nicht ehelich betrieben werde und daß sich in verschiedenen von Köln versandten Rheintweinen Kraut und diverse Substanzen, die der Natur unbequem seien,

vorgefunden hätten.“ Die auf Grund dieser Beschwerde ange stellte Untersuchung ergab, daß dem Moste vielfach allerlei Pulver und Kräuter zugesetzt wurden, um die Gährung aufzuhalten, oder dieselbe in einer bestimmten Zeit eintreten zu lassen. Durch solche Verfälschung erhielt der Most einen guten süßen Geschmack, wurde aber bald sauer und ungenießbar. Um solche Verfälschung des Weines für die Folge zu verhüten, ließ der Rath von Köln jeden Kaufmann schwören, daß sein Wein von allen falschen Zuthaten frei sei. Auch die Schwefelung des Weines wurde als eine unzulässige „Pulverei“ angesehen, „wodurch der gemeine Kaufmann betrogen, die Natur des Menschen belästigt und der Trinker in Krankheit gebracht werde“. Reinhardt von Seilentirchen, der seinen Wein geschwefelt hatte, wurde 1465 eine Zeit lang in Fesseln geschlagen, dann aber für Lebenszeit aus dem Rathe verwiesen, in welchem er einen Sitz gehabt hatte, und der Weinkaufmannschaft verlustig erklärt. Auch der Farbe des Weines half man vielfach nach und griff dabei zum Blauholz und zu den Heidelbeeren.

Die Trinklust schädigte man durch solche Fälschereien nicht, diese ward vielmehr immer reger und erreichte im Zeitalter der Reformation eine sehr bedenkliche Höhe. Man trank nicht nur in den Schenken und Rathsstuben, man rollte sogar die Weinfässer in die Kirche und trank sich während der Predigt zu. Noch 1624 erging in Sachsen gegen diese Unsitte ein Synodal-Dekret. In den Schenken hielt man ordentliche „Bech-Turniere“ ab, in denen Derjenige Sieger war, der am längsten bei Besinnung blieb.

Der dreißigjährige Krieg brachte in diese üppige Entwicklung der Weinkultur und der Trinkgelage einen großen Stillstand; die Noth schwang überall ihre Geißel, sehr viele Weinberge wurden verwüftet, die Städtchen und Dörfer der Weinbauern gingen in Flammen auf und der Weinhandel lag fast ganz danieder. Und als dann endlich wieder Friede ward, da hatte man die Hauptgrundsätze der Weinkultur vergessen und mußte mit Allem so ziemlich von vorn anfangen. Demgemäß ließen sämmtliche zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts produzierten Rheinweine zu wünschen übrig, erst dem Ende des vorigen und besonders unserem Jahrhunderte gelang es wieder, edelste Rheinweine hervorzubringen. Die vorzüglichsten Sorten werden auch jetzt wieder im eigentlichen Rheingau erzielt, auf jenem hügeligen Stromlande des rechten Rheinufers, welches sich von Bieberich bis Rüdesheim erstreckt, durch die höheren Bergzüge des Taunus vor dem kalten Norden geschützt ist und noch ganz besonders durch die von dem Wasserspiegel des Rheines reflektirten Sonnenstrahlen durchwärmt wird. Das Erdreich der Weinberge des Rheingaus besteht meist aus Thonschiefer, Mergel und Keuperkalk, der Rebsaß aus dem edlen Riesling, doch ist auch Elbling, Sylvaner, Orleans, Traminer und Glevner zu finden. Das ganze Weinbergsareal ist nur 1783 Hektare, etwa 7133 Morgen, groß und gibt in den besten Jahren 5000 Stück (das Stück zu 1200 Liter), doch solche fette Jahre sind äußerst selten, gewöhnlich kommt es nur zu einer Mittelерnte. Den kläglichsten Ertrag lieferte das Jahr 1830, in welchem nur 88 Stück eingebracht wurden.



Der Preis eines Weingeländes richtet sich natürlich nach seiner Lage und dem Weine, der auf ihm wächst. Der Hektar besten Bodens wird mit 68,500 Mark bezahlt, der Durchschnittspreis beträgt 11,500 Mark.

Die vielen Weinsorten des Rheingaus theilt der Kenner in drei Gruppen ein, zur ersten und vornehmsten gehören die Gewächse von Schloß-Johannisberg, Steinberg, Rauenthal, Markobrunn, Rüdesheim, Gräfenberg, Geisenheim, Altmannshausen — das indessen nicht eigentlich mehr zum Rheingau gehört — und Hochberg. Die zweite, ebenfalls noch sehr hoch in Achtung stehende Gruppe bilden die Weine von Geisenheim-Rosatenberg, Rüdesheim-Bischofsberg, Hatzenheim, Dorf-Johannisberg, Winkel-Hasensprung, Anstrich-Eisenberg u. Zur letzten werden die Ernten von Erbach, Eltville, Mittelheim, Schierstein, Walluf u. gezählt.

Den höchsten Rang aller dieser Weine nimmt fort und fort der auch auf der Wiener Weltausstellung mit einem ersten Preise gekrönte Schloß-Johannisberger ein. Er wächst auf dem etwa 150 Fuß über den Spiegel des Rheins sich erhebenden Schloßberge, der aus eisenhaltigem Thonboden und etwas Bittererde, Kalk und Kali besteht und zur Zeit den Fürsten Metternich zum Besitzer hat. Ehedem stand auf dem Berge eine 1109 von Erzbischof Ruthard II. von Mainz gegründete Benediktiner-Abtei, und die Mönche dieses Klosters waren es auch, die hier zuerst die Reben pflanzten. Ihre Mühen wurden sehr bald von den besten Erfolgen gekrönt, und der erzielte Wein war bereits im 13. Jahrhundert in ganz Deutschlands berühmte. Nach und nach wurde jedoch die Pflege

der Reben wieder vernachlässigt, Kriegsstürme verwüsteten den Berg, der Wein verlor mehr und mehr an seiner Güte und wäre vielleicht zu einem ganz gewöhnlichen Säuerling herabgesunken, hätte nicht zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der damalige Abt des Klosters, ein Fürst Adalbert von Waldendorff, der auch 1722—32 das jetzt den Berg krönende, allerdings nichts weniger als schöne Schloß erbaute, eine vollständig neue Bewirthschaftung des Weinbergs eingeführt und dadurch den Grund zu der jetzigen Güte des Weines gelegt. Ungefähr ein Jahrhundert später, im Jahre 1801, ging in Folge der Säkularisation der Johannisberg in den Besiz des Prinzen von Oranien über, der ihn aber schon 1803 wieder an den Herzog von Nassau abtrat. Doch auch dieser sollte sich des Kleinodes nicht lange erfreuen, denn als Napoleon I. den Rhein besetzte, wurde der Johannisberg einfach zu einer französischen Kron-domäne gemacht und 1807 dem Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, zur Benutzung übergeben. Nach dem Sturze Napoleons, auf dem Wiener Kongreß, beabsichtigten die verbündeten Mächte, dem Freiherrn v. Stein als Anerkennung seiner Verdienste den Johannisberg zu schenken, allein aus noch nicht klargelegten Gründen kam diese Absicht nicht zur Ausführung, vielmehr erhielt Fürst Metternich den werthvollen Berg als Dotation. Der Fürst ließ nun die Bewirthschaftung des Berges mit der größten Sorgfalt betreiben, brachte eine Reihe von Verbesserungen an und richtete auch das Kelterhaus und die Kelter musterhaft ein, so daß der nun erzielte Wein, im Durchschnitt jährlich 30 Stück, den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichte. Die

feinste Auslese führt die Bezeichnung „Kabinettswein“ und wird nur in Flaschen verkauft, die Flasche kostet 20, 30, auch 40 Mark. Der übrige Wein wird in öffentlichen Auktionen verkauft. Die dabei erzielten Preise sind sehr verschieden; in den Jahren 1857 bis 1870 schwankten sie zwischen 775 und 11,000 Gulden das Stück (1200 Liter), im Jahre 1831 wurde sogar ein aus Trockenbeeren und edelfaulen Trauben erzeugtes Stück mit 16,000 Gulden bezahlt. Die vorzüglichste Eigenschaft dieses Schloß-Johannisbergers ist neben größter Reinheit ein überaus angenehmes, köstliches Bouquet und eine ganz vorzügliche würzhafte Süße. Neben diesem Schloß-Johannisberger kommt nun aber noch Wein in den Handel, der kurzweg „Johannisberger“ heißt, aber nicht auf dem Schloßberge, sondern in dem weiten Umkreise desselben gewachsen ist; auch der auf dem kleinen Bergvorsprunge, „die kleine Klause“ gezertete Wein bekommt den Namen „Johannisberger“. Diese Weine erreichen indeß nicht die Vorzüglichkeit des Schloß-Johannisbergers, sind aber doch edle Sorten.

Dem Johannisberger am nächsten steht der Steinberger, der auf der preußischen Domäne Steinberg auf einem Weinberge von etwa 20 Hektaren wächst; er ist sehr feurig und besitzt ebenfalls ein vorzügliches Aroma. Die Steinberger Auslese ist im Preise dem Schloß-Johannisberger ziemlich gleich. So wurde z. B. ein Stück 1846er in einer 1860 zu Steinberg abgehaltenen Auktion mit 12,000 Gulden bezahlt.

Fast ebenso gesucht und geschätzt wie der Steinberger sind der Rauenthaler und der Markobrunner. Der

erstere ist besonders neuerdings durch die sorgfältigste Kultur erheblich gebessert und verfeinert worden. Er wächst auf der Straße von Walluf nach Schwalbach an sehr geschützten, keineswegs, wie man nach dem Namen vermuthen sollte, rauhen Bergabhängen. Bei dem bekannten Fürstenkongresse im Jahre 1863 bewirthete die Stadt Frankfurt ihre Gäste mit Rauenthaler Auslese, von dem die Flasche auf 9 Thaler zu stehen kam, und in Folge dessen trägt diese jetzt den Namen „Fürstentwein“. Der Markobrunner, ein besonders im Alter sehr kräftiges und fein duftendes Raß, wächst zwischen Erbach und Hattenheim auf einem Sandstriche, der seinen Namen von dem Markobrunnen hat. Dieser Brunnen liegt hart an der Grenze, welche die Feldmarken Hattenheim und Erbach scheidet, aber auf Erbach'schem Grund und Boden. Im Jahre 1863 ließ der Gemeinderath von Erbach den Brunnen erneuern und mit der Inschrift versehen: „Markobrunn. Gemeinde Erbach“. Das vermerkten aber die Hattenheimer sehr übel, denn der größere Theil des berühmten Weinbezirks Markobrunn liegt ja auf ihrer Gemarkung; über Nacht brachten sie daher auf der nach Hattenheim hinübersehenden Brunnenseite die Zeilen an:

„So ist es recht und so soll es sein:

Für Erbach das Wasser, für Hattenheim den Wein!“

Der nun zu erwähnende Rüdesheimer genießt eines sehr alten Rufes, dessen er sich noch heute würdig zeigt, er ist mild, von edelstem Duft und besonders älteren Leuten äußerst zuträglich. Der Boden, auf welchem er wächst, ist Thonschiefer mit Quarz.

Der Gräfenberger, welcher bei Niedrich auf einem

kleinen sattelförmigen Vorhügel, und der Geisenheimer, welcher dicht am Rheine zwischen Winkel und Rudesheim wächst, haben viele Aehnlichkeit mit dem Johannisberger, besitzen ein außerordentlich feines Aroma und einen milden, süß-würzigen Geschmack, da aber die betreffenden Weinberge nur sehr klein sind, so erhält man im Handel nur selten echte Sorten.

Eine ganz seltsame Abwechslung in die Reihe der feinen Weißweine bringt der rothe Aßmannshäuser, der auf der südlichen Abdachung des Niedertalwals, hauptsächlich auf dem Hölleberge, wächst. Der Rebsaß besteht aus blauen Burgundertrauben; der Geschmack hat etwas Mandelartiges. Die Preise schwanken zwischen 1780 und 2700 Mark das Stück, doch kommen die feinsten Sorten selten auf den Markt, da die besten Weinberge zu einer jetzt preussischen Staatsdomäne gehören.

Den Schluß der feinsten Rheingauweine macht der Hochheimer, obgleich dieser, streng genommen, schon nicht mehr im eigentlichen Rheingau, sondern auf den südlichen Abhängen des Taunusgebirges am Mainc wächst. Er wird aber allgemein noch zu den Rheingauweinen gerechnet, und so müssen auch wir uns dem Gebrauche fügen, der ja bekanntlich ein Tyrann ist. Das Weinbergsareal umfaßt nicht weniger denn 560 Hektare, der Boden besteht meist aus Taunus-schiefer und Mergel, der Rebsaß ist fast nur Riesling. Produzirt werden jährlich 300 bis 600 Stück; die Preise schwanken zwischen 1500 und 10,000 Mark per Stück. Der Geschmack des Hochheimers, besonders der besten Sorten (Domdechanei, Kohlfante, Viktoriaberg, Stein u.)

ist ein erfrischender und vermöge seines kräftigen Bouquets ein äußerst wohlthuerender. Ganz besonders gern wird der Hochheimer in England getrunken, und diesem Umstande ist es daher wohl auch zuzuschreiben, daß man dort allen Rheinwein „Hochheimer“ oder kürzer „Hoc“ nennt.

Diejenigen Weine, welche von Rimmanshausen hinab bis Gaub gebaut werden, in der romantischsten Rheingegend, sind nur gute Tischweine. Den meisten davon liefert Lorch.

Neben diesen Weinen des Rheingau's tragen nun aber noch viele andere Gewächse den Titel „Rheinwein“, zunächst die Weine des Unter rheins, dann die Rheinhessens und der Bergstraße und endlich die der Pfalz. Die Weine des Unter rheins werden heutzutage von Koblenz bis Bonn gebaut, früher reichten die Weingärten sogar bis Wesel. Der Boden ist auch hier meist Thonschiefer und hin und wieder Lehm. Der erzielte Wein ist meist feurig, z. B. der von Königswinter, Linz, Honnes, auch wohl schmeckend, besitzt jedoch wenig Bouquet; bisweilen macht sich auch ein Erdgeschmack geltend. Die Weine Hessens und der Bergstraße werden bei Worms und Mainz und dann um Bensheim, Auerbach und Heppenheim gebaut. In Rheinhessen sind nicht weniger denn 7500 Hektare mit Reben besteckt, und der Hektar liefert durchschnittlich 32 bis 40 Hektoliter jährlich. Die Güte dieser Weine ist sehr verschieden, in guten Jahren kommt das Gewächs der bestgelegenen Berge und Gärten demjenigen von Schloß-Johannisberg, Steinberg und Rüdesheim ziemlich gleich, gewöhnlich erhebt es sich aber nicht über den guten Tischwein. Es

fehlt diesen rheinhessischen Weinen meist an Bouquet, auch leiden sie nicht selten an Erdgeschmack und zu starkem Säuregehalt. Das edelste Raß Hessens ist auch heute noch, wie bereits vor Jahrhunderten, die berühmte Liebfrauenmilch. Sie wächst auf den Ruinen eines uralten Klosters bei Worms, von dem nur noch die Kirche übrig geblieben ist; das Terrain für die Reben ist daher sehr beschränkt und der jährliche Ertrag natürlich ein sehr geringer. Da man nun aber nichtsdestoweniger die Liebfrauenmilch fast auf jeder Weinkarte findet, so kann man sich denken, wie selten man die echte bekommt. Ihr Geschmack ist ein lieblicher, würziger, doch vermiszt man meist das Kräftigere. Nach der Liebfrauenmilch sind besonders der Oberingelheimer und der Scharlachberger hervorzuheben. Der Oberingelheimer ist ein feuriger und mild-süßer Rothwein, der Scharlachberger, auf dem Kochusberge bei Bingen wachsend, ist ein ziemlich schwerer, gediegener Weißwein. Die weiteren rheinhessischen Weine: der Laubenheimer, Niersteiner, Oppenheimer, Bechtheimer, Büdesheimer, Gaubischofsheimer u., sind leichte Tischweine, die alle unter dem Namen „Niersteiner“ in die Welt gehen und überall gern, besonders in Norddeutschland, getrunken werden. Die Weine der Bergstraße, welche auf krystallinischem Gestein auf den wellenförmigen Vorläufern des Odenwaldes wachsen, sind durchweg leicht, schmecken auch immer etwas erdig, sind aber dennoch sehr trinkbar. Im Allgemeinen besitzen die Rothweine mehr Feuer als die Weißweine und gehen daher fast alle als „französische Rothweine“ nach Norddeutschland.

Die Weine der Pfalz endlich werden an den milden Bergabhängen des Haardtgebirges gebaut, wo auch edle Kastanien und Mandeln im Freien gedeihen. Der Boden, auf dem die Reben, meist Traminer, Rießling und Orleans, gedeihen, ist Buntsandstein und Löß. Auf 10,500 Hektare Weinland werden jetzt in guten Jahren 70,000 Fuder (à 10 Hektoliter) geerntet. Der ganze Betrieb des Weinbaues ist in der Pfalz ein musterhafter und deshalb sind auch die Erfolge, besonders der neuesten Zeit, ganz erstaunlich. Die Weine haben schnell an Güte außerordentlich zugenommen und machen nun den Rheingauweinen eine erhebliche Konkurrenz; sie sind süß, fast ganz von Säure frei und das, was man mit dem undefinirbaren Kunstworte „schmalzig“ bezeichnet. Auch die geringeren Sorten trinken sich angenehm und sind nie so herb-sauer, wie etwa der Moselwein. Sie sind fast sämmtlich Weißweine, nur bei Königsbach, zwischen Neustadt und Deidesheim, wird auch ein schöner Rothwein gebaut. Die Preise der Pfälzer Weine sind denn auch in der letzten Zeit sehr in die Höhe gegangen, mit 100 bis 120 Mark muß, wenigstens in guten Jahren, der Hektoliter bezahlt werden. Eine gute Ernte bringt 30 bis 35 Millionen Mark. Die besten Sorten sind: Forster, Rupertsberger, Deidesheimer, Wachenheimer und Dürkheimer. Einfachere und leichtere Sorten sind der Mußbacher, Herzheimer, Hambacher, Frankenthaler, Dirmsteimer u. In Norddeutschland werden die Pfälzer Weine noch bei weitem nicht genug gewürdigt, die Franzosen dagegen sind der Güte der Pfälzer Weine schnell gerecht ge-



worden und sagen von ihnen, daß sie „gleich einer Elfe  
Sammt“ den Gaumen hinabfließen.

Mit der Pfalz schließt das Gebiet des Rheintweines ab,  
und wir haben somit unseren Rundblick vollendet. Auf  
reiche, wonnige Gefilde haben wir geschaut, auf üppige Ge-  
lände, die uns das köstlichste Raß geben, das Deutschland  
zu liefern vermag, und können daher auch nur Abschied  
nehmen von all' den freundlichen Bildern, indem wir von  
ganzem Herzen mit dem alten Matthias Claudius aus-  
rufen: „Gefegnet sei der Rhein!“

# Die gasförmigen Verunreinigungen der Luft.

— Von

Dr. A. Burkart.

(Nachdruck verboten.)

Die atmosphärische Luft stellt ein Gasmeer dar, welches bis zu einer Höhe von etwa 15 deutschen Meilen die Erdrinde umgibt und in die Poren des Erdreichs bis zur wasserführenden Schichte (Grundwasser) eindringt. Die im Boden befindliche Luft nennt man Boden- oder Grundluft. Die beiden Hauptbestandtheile der Luft sind Sauerstoff und Stickstoff; in 100 Gewichtstheilen Luft sind 23 Theile Sauer- und 77 Theile Stickstoff. Eine bloß aus diesen beiden Grundstoffen bestehende Luft kann sich nur da finden, wo die Luft gar keinen Verunreinigungen durch Fäulnißprozesse, welche im Boden vor sich gehen, ausgesetzt ist, wie dies z. B. in der Wüste Saharah der Fall ist. Gewöhnlich enthält die Luft noch Wasserdünste; je nach der Menge derselben spricht man von trockener und feuchter Luft. Diese Wassergase erhält die Luft durch die Verdunstungsprozesse der verschiedenen Gewässer der Erde, durch die Wasserabgabe mittelst Haut und Lungen bei Menschen und Thieren. Wenn sich diese Wasserdünste der Luft verdichten, kehren sie in Form von Regen, Thau, Reif, Schnee zur Erde zurück. Die gesammte Luftmasse lastet mit einem gewissen Druck auf der Erd-

oberfläche. Dieser Druck beträgt (bei einem Barometerstand von 28 Zoll) für eine Fläche von einem Pariser Quadratfuß 2216 Pfund. Die Oberfläche des menschlichen Körpers beträgt etwa 10—15 Quadratfuß, es lastet also auf demselben ein Druck von ohngefähr 33,000 Pfund, also über 300 Centner. Diesen Druck fühlen wir aber nicht, weil er auf alle Theile des Körpers in gleicher Weise einwirkt, und weil die Luft im Innern des Körpers (insbesondere in den Lungen) ein entsprechendes Gegengewicht bildet. Für das Leben der Menschen und Thiere ist der Sauerstoff der Luft von der größten Bedeutung, ohne diesen Elementarstoff gibt es keine Athmung, also auch kein Leben. Man nennt denselben daher auch Lebensluft. Er ist aber nicht bloß ein Element des Lebens, sondern auch des Todes, weil er zugleich die verschiedenen Verbrennungs-, Gährungs-, Fäulniß- und Verwesungsprozesse vermittelt.

Dem Gasgemenge der Luft sind nun, abgesehen von den staubigen Verunreinigungen, gewöhnlich noch andere Gase in größerer oder geringerer Menge beigemengt, von denen wir die Kohlensäure, das Ammoniak, das Kohlenoxydgas und die Kohlenwasserstoffgase als die wichtigsten erwähnen wollen. Beginnen wir mit der Kohlensäure und dem Ammoniak. Die Kohlensäure hat einen schwach säuerlichen Geruch und erquickenden Geschmack. Wir finden sie in allen moussirenden Wassern und Weinen. Sie ist es, welche denselben den erfrischenden Geschmack verleiht und das bewirkt, was man das „Perlen“ des Weines nennt. In dieser Form kann man Kohlensäure in seinen Körper aufnehmen so viel man will; ein Schaden tritt nicht ein,

weil die Kohlenäure in den Verdauungsorganen chemische Verbindungen eingeht, die dem Organismus in keiner Weise schädlich sind. Ganz anders verhält es sich mit dem Einathmen der Kohlenäure; hier gelangt dieselbe von den Athmungswerkzeugen unmittelbar in's Blut, und es entsteht eine Vergiftung desselben, welche in vielen Fällen sofort zum Tode führt. Schon geringe Mengen reiner Kohlenäure genügen, um eine tödtliche Wirkung hervorzubringen; man hat festgestellt, daß schon dann, wenn die Luft ein Zehntel ihres Volumens an Kohlenäure enthält, der Athmungsprozeß bei Menschen und Thieren aufhört. Am häufigsten beobachtet man solche Vergiftungen in Kellern, welche mit gährenden Weinen angefüllt sind. Bei jeder Gährung entwickelt sich freies Kohlenäuregas, welches in den Kellerräumen sich ansammelt. Bringt man ein Licht in derartige Räume, so flackert es nur sehr schwach und erlöscht. Beim Betreten von Kellern bediene man sich daher stets eines Lichtes als besten Gradmesser für die Verunreinigung der Luft; sobald man ein schwächeres Flackern und eine Abnahme der Lichtintensität wahrnimmt, kehre man sofort um und trete an die frische Luft. Nichtbeachtung dieses Warnungszeichens hat schon Hunderte von Menschenleben gekostet. Bei derartigen Unglücksfällen wird dann häufig noch die weitere Unvorsichtigkeit begangen, daß man durch das Betreten des Kellers die verunglückte Person zu retten sucht. Denn die Hilfebringenden ereilt dasselbe Schicksal. Ganz dasselbe hat man beim Betreten alter Burgverließe, von Leder- und Kohgruben beobachtet. In der Nähe von Vulkanen gibt es häufig Höhlen und Grotten, aus deren Tiefe beständig

Kohlensäure ausströmt. Da letztere schwerer ist als atmosphärische Luft, zieht sie sich am Boden der Grotte hin; Menschen können daher zumeist ohne Gefahr eintreten, während dagegen Hunde, welche mit ihrer Nase dem Boden und der darauf liegenden Kohlensäureschichte näher sind, sofort den Erstickungstod sterben. Am bekanntesten in dieser Beziehung ist die Hundsgrotte in der Nähe des Agnano-See's bei Neapel, ferner die Dunsthöhle bei Pyrmont. Bedeutende und sogar lebensgefährliche Ansammlungen von Kohlensäure können fernerhin bei der Ansammlung vieler Menschen in engen schlecht ventilirten Räumen entstehen. Der Mensch athmet Sauerstoff aus der Luft ein; von den Lungen aus gelangt dieser in den Blutkreislauf und durchwandert auf diese Weise den ganzen Körper, wobei er sich mit dem Kohlenstoff der Gewebe zu der bekannten chemischen Verbindung, welche wir Kohlensäure nennen, vereinigt. Letztere wird auf dem Wege der Ausathmung aus dem Körper entfernt. Je mehr Menschen in einem engen, dem Zutritte frischer Luft verschlossenen Raume zusammenleben, desto mehr Kohlensäure sammelt sich an, desto unathmenbarer (irrespirabler) wird die Luft. Eines der bekanntesten und traurigsten Beispiele dieser Art liefert eine Episode auf dem irischen Dampfer „Londonderry“. Während einer stürmischen Nacht des Jahres 1848 wurden 150 Passagiere in die Kajüte eingeschlossen; ehe noch der Morgen graute, waren bereits 70 an Erstickung gestorben. Außer der Kohlensäure kommt in solchen Fällen noch der erhöhte Gehalt der Luft an Ammoniak hinzu, wodurch die Schädlichkeit einer solchen Atmosphäre noch vermehrt wird. Wie rasch diese Gase

in Folge menschlicher Athmung sich ansammeln, hat man durch direkte chemische Untersuchung nachgewiesen. Während in einem Auditorium Abends 6 Uhr 10,3 Prozent Kohlensäure nachgewiesen wurde, betrug dieser Gehalt der Luft nach Ablauf einer Stunde bereits 32,2 Prozent.

Sollte man einmal in die Lage kommen, Verunglückten dieser Art zu Hilfe zu eilen, so ist es das Erste, dieselben in die frische Luft zu bringen, sie von allen beengenden Kleidungsstücken, besonders an Hals und Brust, frei zu machen und durch fleißiges Begießen des Kopfes und der Brust mit kaltem Wasser Athembewegungen hervorzubringen.

Die Fälle nun, wo eine rasche Ansammlung großer Mengen von Kohlensäure mit Einem Schlage das Leben vernichtet, sind glücklicherweise etwas seltener gegenüber den Fällen, wo der Mensch längere Zeit dem Einflusse einer Atmosphäre ausgesetzt ist, deren Kohlensäuregehalt zwar nicht so bedeutend ist, um augenblicklichen Vergiftungstod herbeizuführen, aber durch allmähliche Intoxikation des Blutes die Gesundheit untergräbt und die Kraft des Körpers zerstört. Am ausgesprochensten findet man dies bei Leuten, welche in engen, dumpfen, schlecht ventilirten Wohnräumen zusammenleben. Hier ist die Luft beständig mit einer gewissen Menge Kohlensäure und Ammoniak überladen. Die Bewohner solcher Räume bekommen mit der Zeit gewöhnlich Kopfschmerz, Schwindel, ein bedeutendes Schwäche- und Mattigkeitsgefühl, die Gesichtsfarbe wird bleich oder erdfahl, die Körperfülle nimmt ab, die Kraft schwindet und zuletzt entwickeln sich die Zeichen der Schwindsucht. Im Jahre 1858 trat in einer Reihe englischer Kasernen die Schwind-

jucht in so ausgedehnter Weise auf, daß man in wahren Sinne des Wortes von einer Epidemie sprechen konnte. Als Ursache wurde der zu geringe Luftraum in den Kasernen, also die Ueberfüllung nachgewiesen. Mit theilweiser Leerung der Kasernen und durch Dislokation der Truppen war es allein möglich, dem epidemischen Umsichgreifen der Schwindsucht Einhalt zu thun. Dieselben Erfahrungen wurden auf der englischen Marine und in einer Reihe großer Fabrik-etablissemments gemacht. Das schon mehrfach erwähnte ausgebreitete Auftreten dieser Krankheit in größeren Städten gegenüber dem Lande kann nicht allein aus dem größeren Staubgehalte der Luft in Folge regeren Straßenverkehrs erklärt werden, von ebenso bedeutendem Einflusse sind vielmehr die Uebervölkerung und die Wohnungsüberfüllung. Nach den bis jetzt vorliegenden statistischen Untersuchungen kann man im Allgemeinen den Satz aufstellen, daß die Schwindsucht sich proportional verhält zur Dichtigkeit der Bevölkerung und umgekehrt proportional zum Kubikgehalte der Wohnungen.

Allein nicht bloß durch die Athmung der Menschen und Thiere wird Kohlen säure gebildet und der Atmosphäre mitgetheilt, sondern es gibt noch andere Quellen für deren Entstehung, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und zur Vorsicht mahnen. Dahin gehören in erster Linie Heizung und Beleuchtung. Bei jeder Verbrennung bildet sich dadurch, daß sich der Sauerstoff der Luft mit dem Kohlenstoff des Brennmaterials verbindet, Kohlen säure und Kohlenoxydgas. Erstere bildet sich insbesondere bei intensiven Verbrennungsvorgängen, letztere entsteht da-

gegen bei langsamem und unvollkommenem Verbrennen. Wenn wir also den Ofen unseres Zimmers heizen, bildet sich eine bestimmte Menge Kohlenäure und Kohlenoxydgas. Beide Gase sind von den bedenklichsten Folgezuständen für unsere Gesundheit begleitet, wofern wir sie nicht bei ihrer Entstehung aus dem Zimmer entfernen. Dies wird am vollkommensten durch das „Ziehen“ der Ofen besorgt. Es ist also nicht bloß die ökonomische Rücksicht auf die Ausstattungsgegenstände unserer Zimmer, welche uns bestimmen soll, die Entstehung von Rauch in Folge schlechten Zuges der Ofen zu verhüten, sondern noch schwerwiegender ist die Rücksicht auf unsere Gesundheit. Die Beschaffung von Ofen mit gutem Zug ohne jede Rauchentwicklung, ein fleißiges Reinigen derselben, insbesondere der Zugrohre, ist aus diesen Gründen überaus nothwendig. Gegen eiserne Ofen ist an sich nichts einzuwenden, nur muß vor dem Ueberheizen derselben gewarnt werden. Rothglühende Eisenplatten haben nämlich die Eigenschaft, Gase durchtreten zu lassen. Wird daher ein Ofen bis zur Rothglühhitze erwärmt, so tritt ein Theil der erwähnten Kohlendase durch die glühenden Platten hindurch und gelangt in die Zimmerluft. Dagegen besitzen Thon, Porzellan und Fayence diese Eigenschaft nicht. Ofen aus diesen Materialien hergestellt, wären also von dem angedeuteten Gesichtspunkte aus mehr zu empfehlen. Allein das Ueberhizen der Ofen läßt sich ja leicht vermeiden, und wer des Guten noch mehr thun will, lasse den Heizraum seines eisernen Ofens intwendig mit Backsteinen ausmauern, um dadurch das Glühen zu verhüten. Eine richtige Ofenheizung schadet also nicht bloß



in keiner Weise, sondern sie wirkt sogar reinigend auf die Zimmerluft. Nach dem erhitzten Luftraum im Ofen strömt die Zimmerluft mit einer gewissen Behemung hin, denn durch die Heizung wird die Luft verdünnt, die verdorbene Zimmerluft strömt in den Ofen ein und wird durch den Schornstein abgeleitet, während zu gleicher Zeit an die Stelle der verdorbenen Luft frische Luft durch Fenster und Thüren einströmt. Der Ofen besorgt also in zweckmäßiger Weise die Ventilation des Zimmers. Die verdorbene Zimmerluft strömt aber nur ein in Ofen, welche vom Zimmer aus geheizt werden, weil sie hier Lücken zum Durchziehen findet. Bei Ofen, welche außerhalb des Zimmers geheizt werden, findet das nicht statt, weil der im Zimmer befindliche Theil des Ofens luftdicht verschlossen ist. Die aus dieser Thatsache resultirende Anwendung ist eine einfache: ein im Zimmer zu heizender Ofen ist im Interesse einer besseren Lusterneuerung vorzuziehen. Auch beim Brennen unserer verschiedenen Beleuchtungsmaterialien bilden sich Kohlendämpfe. Wir entfernen dieselben während der warmen Jahreszeit durch das Oeffnen von Fenstern und Thüren, also durch die sogenannte natürliche Ventilation; während der kalten Jahreszeit kommt dann noch die Ofenventilation in der angegebenen Weise hinzu. Bemerkenswerth ist es, daß die einzelnen Beleuchtungsmaterialien beim Verbrennen sehr verschiedene Mengen Kohlendämpfe liefern. Es ist selbstverständlich, daß solche den Vorzug haben, bei deren Anwendung eine möglichst geringe Menge dieser irrespirablen Gase entsteht. Die Untersuchungen haben ergeben, daß eine reinlich gehaltene Petroleumlampe in dieser Hinsicht am

besten ist, unmittelbar danach kommt das Leuchtgas, nach diesem Küßöl, am schlechtesten verhalten sich Stearinkerzen. Man kann annähernd sagen, daß eine Stearinkerze beinahe ebenso viel Kohlensäure beim Verbrennen liefert, als ein erwachsener Mensch in derselben Zeit Kohlensäure ausathmet.

Von ganz besonderem Einflusse auf den Gehalt der Luft an Kohlensäure ist sodann auch die Vegetation. Während die menschliche und thierische Athmung sich dadurch vollzieht, daß Sauerstoff ein- und Kohlensäure ausgeathmet wird, findet bei der Pflanze ein umgekehrtes Verhältniß statt. Sie nimmt die Kohlensäure der Luft in ihre Zellen auf (Einathmung), und zerlegt dieselbe in ihre elementaren Bestandtheile, in Kohlenstoff und Sauerstoff. Letzteren gibt sie dann wieder an die Luft ab (Ausathmung). Der Sauerstoff der Luft wird durch die menschliche und thierische Athmung verzehrt, er ist zum Leben unbedingt nothwendig, weshalb man ihn auch mit Recht die Lebensluft nennt. Wenn nun schon seit Jahrtausenden Millionen von Menschen beständig Sauerstoff aus der Luft wegnehmen, so würde, wenn die Natur nicht für eine regelmäßige Ergänzung desselben Sorge getragen hätte, eine solche Armuth der Luft an Sauerstoff eintreten, daß alles Leben auf Erden aufhören müßte. Allein die Natur hat in einer höchst sinnigen und bewunderungswürdigen Weise für regelmäßige Sauerstoffproduktion durch die Pflanzenwelt gesorgt, ebenso wie letztere die zu ihrer Erhaltung und Entwicklung nothwendige Kohlensäure durch die Athmungsvorgänge der Menschen und Thiere bekommt. Gerade diese Verhältnisse sind geeignet, uns einen tiefen Einblick in das weiße Walten der

Natur zu gestatten, und uns mit Bewunderung für die Ordnung und Harmonie im gesammten Naturleben zu erfüllen. Daraus folgt aber auch weiterhin, welchen Einfluß die Pflanzenwelt auf die Zusammensetzung der Luft und dadurch auf die Gesundheit ausübt. Je üppiger die Vegetation, desto rascher ist die Regeneration des Sauerstoffs. Damit hängt es zusammen, daß die Luft des Waldes so wohlthwendig und stärkend auf unsere Athmungsorgane einwirkt. Daraus folgt auch, daß wir die Luft in unseren Wohnungen dadurch verbessern können, daß wir auch der Pflanzenwelt in denselben einen gebührenden Rang anweisen; daraus folgt ferner, daß es zur Verbesserung der Luftverhältnisse einer Stadt nothwendig ist, von Stelle zu Stelle freie Plätze anzulegen, welche mit Bäumen und Gesträuchern bepflanzt werden; es folgt daraus, daß es ein Frevel an der Gesundheit ist, wenn derartige bereits kultivirte Plätze abrasirt werden, um sie als Baugrund zu benützen. Unmittelbar um unsere Wohnungen herum Gärten anzulegen, ist nicht blos eine Genugthuung für unser Auge und ästhetisches Empfinden, sondern wir erweisen damit auch der Gesundheit eine nicht zu unterschätzende Wohlthat. Diese angegebene Sauerstoffbereitung kommt jedoch nur den Blättern der Pflanzen zu, die Blüthen dagegen — also das, was wir im gewöhnlichen Leben Blume bezeichnen — nimmt ähnlich wie der Mensch und das Thier Sauerstoff aus der Luft auf, um dafür Kohlenäure abzugeben. Den meisten Menschen ist jenes Gefühl bekannt, mit dem man erwacht, wenn man in einem Zimmer, das mit blühenden Blumen geschmückt ist, eine Nacht zugebracht

hat. Man empfindet Kopfschmerz, Eingenommenheit des Kopfes, Denkfähigkeit, Schwere der Glieder, Mattigkeit der Muskeln. Erst durch einen längeren Spaziergang in der frischen freien Natur verschwinden allmählig diese Beschwerden. Letztere, nimmt man gewöhnlich an, sind die Folge der Einwirkung des aromatischen Blumenduftes auf unsere Kopfnerven, was auch vollständig zutrifft, allein es kommt noch weiterhin die Bildung von Kohlensäure durch die Blüthen hinzu. Man ist leicht versucht, daraus einfach den Schluß zu ziehen, daß das Aufstellen blühender Pflanzen in Wohn- und Schlafräumen schädlich und daher zu vermeiden ist. Vom Standpunkte der Gesundheitspflege kann man als Regel aufstellen, daß blühende Pflanzen nur dann im Zimmer aufgestellt werden dürfen, wenn die Fenster geöffnet sind. Viel zweckmäßiger aber ist es, als Zierpflanzen Blattpflanzen aufzustellen, weil eben den Blättern die Funktion der Sauerstoffbereitung zufällt. Es gibt ja eine solche Masse stattlicher Blattpflanzen, daß man auch durch ihre ausschließliche Verwendung in den Zimmern den größten Ansprüchen der Aesthetik genügen kann. Vom Standpunkte der Gesundheitspflege aus eignen sich hierzu insbesondere die harzhaltigen Pflanzen. Also besonders die Tannenarten (Coniferen). Die Luft des Tannentwaldes gilt mit Recht als die vorzüglichste für die Stärkung und Kräftigung des Körpers. Man schreibt diese Wirkung dem Ozongehalte der Luft zu. Ozon ist nur eine Modifikation des Sauerstoffs, seine Wirkung ist eine noch kräftigere, als die des einfachen Sauerstoffs. Aus Australien stammt ein in der Neuzeit vielerwähnter Baum, der Blau-Gummibaum

(*Eucalyptus globulus*), der sehr harzreich ist und einen ganz auffallenden Einfluß auf die Güte der Luft ausüben soll. Er hat außerdem die Fähigkeit, mit seinen Wurzeln viel Wasser anzuziehen. Da, wo er angepflanzt wird, trocknen die Sümpfe, und eben damit verschwinden die in tropischen Gegenden so verheerend wirkenden Fieberkrankheiten aller Art. Da, wo diese Bäume in großer Anzahl angepflanzt werden, sollen keine Wechselfieber (*Malaria*), kein Gelbfieber, keine Cholera u. vorkommen. Die so lästigen und gefährlichen Moskitos sollen diese Gegenden ebenfalls meiden. Sie suchen bekanntlich feuchte sumpfige Gegenden auf, und wenn sie die Nähe dieser Baumanlagen meiden, so kann dies nur darin seinen Grund haben, daß der Boden in der Umgebung derselben trocken ist. In Italien, wo in so vielen Gegenden verheerende Sumpffieber vorkommen, werden allenthalben Versuche mit *Eucalyptus*-Pflanzungen gemacht. Soweit jetzt schon ein Urtheil gestattet ist, scheinen die Versuche von Erfolg zu sein. Ebenso werden sie dort zur Anpflanzung in Friedhöfen verwendet, dagegen sind die Versuche, *Eucalyptus* in unserem Klima im Freien anzupflanzen und zu erhalten, so ziemlich gescheitert. Ueber ihre Verwendung als Zimmerpflanze läßt sich noch kein sicheres Urtheil fällen, es müssen noch mehr Versuche damit gemacht werden. Der angegebene Athmungsprozeß der Blattpflanzen findet nur bei Tage unter dem Einflusse des Sonnenlichtes statt, bei Nacht ist der Vorgang ein umgekehrter, es wird dann Kohlenäure ausgeathmet und Sauerstoff verzehrt. Daraus folgt, daß man in den Schlafgemächern wohl

den Tag über, nicht aber während der Nacht Blattpflanzen aufstellen darf.

Noch schädlicher und verderblicher für Gesundheit und Leben ist das Kohlenoxydgas oder der Kohlendunst. Dieses Gas bildet sich bei langsamer Verbrennung. Es kann seine Wirkung in zweifacher Form entfalten. Entweder wirkt es, in größerer Menge angehäuft, tödtlich, oder aber ist, wenn längere Zeit eine kleinere Menge Kohlenoxydgas eingeathmet wird, die Wirkung eine langsame und schleichende. Die erstere Art der Wirkungsweise zu beobachten, bietet sich sehr häufig während des Winters Gelegenheit, und zwar dann, wenn beim Glühen von Kohlen im Ofen die Klappe frühzeitig geschlossen wird. Dieser Unsitte ist schon manches Menschenleben zum Opfer gefallen. Gewöhnlich wundert man sich bei solchen Unglücksfällen, daß die Unglücklichen, wenn sie einmal die ersten Vergiftungserscheinungen an sich wahrnehmen, gar keinen Versuch machen, das Zimmer zu verlassen. Allein es hängt dies mit der Eigenthümlichkeit der Vergiftungserscheinungen zusammen. Es tritt nämlich zuerst eine unbeschreibliche Schwäche des gesammten Muskelapparates ein, so daß der Unglückliche, auch wenn er bei vollem Bewußtsein ist und die ganze Gefährlichkeit seiner Situation übersieht, nicht im Stande ist, sich zu bewegen. An dieser allgemeinen Muskellähmung scheinen auch die Muskeln des Kehlkopfs theilzunehmen, denn die Unglücklichen sind gewöhnlich nicht einmal im Stande, auch nur um Hilfe zu rufen. Wie rasch diese Vergiftungen eintreten, ersieht man am folgenden Falle. Im Januar 1841 war

in Paris ein Bedienter damit beschäftigt, die drei Zimmer einer Parterrewohnung zu reinigen. Um dieselben rascher zu trocknen, stellte er in das erste Zimmer ein offenes glühendes Kohlenbecken. Sämmtliche Thüren und Fenster, mit Ausnahme der nach dem Hofe führenden Thüre, waren geschlossen. Die drei Zimmer standen in unmittelbarer Verbindung mit einander, im dritten Zimmer beschäftigte sich der Mann indessen mit dem Abstäuben der Wandgemälde. Als man nach zwei Stunden die Wohnung betrat, lag der Mann todt zu Boden. Nach dem gerichtsarztlichen Gutachten mußte schon in der ersten Viertelstunde der Tod eingetreten sein. Dieser Fall ist so recht geeignet, uns von der Gefährlichkeit des Kohlenoxydgases zu überzeugen. Die drei Zimmer zusammen hatten einen Raum von gegen 2000 Kubikfuß, außerdem war noch eine Thüre geöffnet, durch welche ein Theil des Gases in den freien Lichthof ausströmen und frische sauerstoffreiche Luft eintreten konnte — und trotzdem ergab sich in kürzester Zeit eine tödtliche Vergiftung. Als Mittel zur Ausführung des Selbstmordes wird das Kohlenoxydgas nicht häufig benützt, noch seltener sind glücklicherweise die Fälle, wo es benützt wird, um das Leben Anderer zu schädigen oder zu zerstören. Wir erwähnen nur den nachstehenden derartigen Fall, der in London vorgekommen ist. Ein Mann schloß mit fünf anderen Personen in einem gemeinschaftlichen Zimmer. Er faßte nun den Entschluß, dieselben ihrer Habseligkeiten zu berauben. Um sein Verbrechen ungestört ausführen zu können, stellte er, als seine Stubengenoßen bereits sämmtlich schliefen, ein offenes glühendes Kohlenbecken in das Schlaf-

zimmer in der Absicht, dieselben durch das Kohlenoxyd zu betäuben. In der Nähe des Zimmers wartete er die Wirkung des Kohlenoxydgases ab. Als er nach einer Stunde wiederkehrte, waren seine Zimmergenossen jedoch nicht einfach betäubt, sondern todt. Auch hieraus ist die eminente Gefährlichkeit dieses Gases ersichtlich. Dem Vorkommen solcher Vergiftungen in Folge von Fahrlässigkeit läßt sich nur durch Belehrung über die große Gefährlichkeit vorbeugen. In anderen Fällen ist die Wirkung eine langsame und schleichende. Es ist dies dann der Fall, wenn in unseren Wohnungen in Folge von schlechter Ofenheizung stets eine geringe Menge Kohlenoxydgas sich bildet. Dem läßt sich nur durch fleißiges Lüften der Zimmer und durch stete Sorge für genügenden Zug der Oefen abhelfen. Die Wirkung des Gases äußert sich in diesen Fällen durch heftigen Kopfschmerz, durch Appetitlosigkeit, Schwindel, Eingenommenheit des Kopfes und durch auffallende Mattigkeit der Muskeln und Gelenke.

Ganz ähnliche Vergiftungserscheinungen ruft auch das Leuchtgas hervor, wenn es in größeren oder geringeren Mengen eingeathmet wird. Bedeutender Gehalt der Luft an Leuchtgas kann ebenso tödtlich wirken wie das Kohlenoxydgas. Geringe Mengen Leuchtgas, die aber längere Zeit eingeathmet werden, bringen ebenfalls eine langsame, aber in ihrer Wirkung sichere Vergiftung des Blutes hervor. Nach Mitscherlich besteht das Leuchtgas aus Kohlenwasserstoff (66 Prozent), Wasserstoff (21 Prozent) und Kohlenoxydgas (11 bis 12 Prozent). Das Leuchtgas kann in zweifacher Hinsicht die menschliche Gesundheit gefährden, einmal dadurch, daß



es zu Explosionen führen kann, und auf der anderen Seite durch Blutvergiftung in Folge des Einathmens. Die Krankheits Symptome, welche dabei auftreten, sind Kopfschmerz, Schwindel, Uebelkeit, Erbrechen, allgemeine Mattigkeit, Zittern der Glieder, Ohnmacht, Bewußtlosigkeit und Uebergang zum Tod. Vergiftungen dieser Art sind gerade nicht selten. Sie entstehen dann, wenn in einem Zimmer die Gasleitung sorgloser Weise nicht ganz abgeschlossen wird, noch häufiger aber durch das Schadhafthwerden von Gasleitungsröhren. Einer der bekanntesten dieser Fälle ereignete sich im Jahre 1841 in Straßburg. Die neben dem Keller eines dortigen Hauses verlaufende Gasleitungsröhre war defekt, das Gas strömte zunächst in das umliegende Erdreich, drang dazu in den Keller und von da in die Wohnung, in welcher sechs Personen schliefen. Fünf starben, nur eine einzige konnte gerettet werden. Es wurde festgestellt, daß das Leuchtgas in diesem Falle höchstens 8—9 Prozent der Zimmerluft ausmachte. An Hunden und Kaninchen wurden Versuche angestellt und nachgewiesen, daß sie in einer Atmosphäre, welche 8—10 Prozent Leuchtgas enthält, in wenigen Minuten zu Grunde gehen.

Wie jedes andere Gas hat auch das Leuchtgas das Bestreben, mit einer gewissen Behemenz nach einem erwärmten und daher verdünnten Lustraume hin zu strömen. Man erkennt dies am besten an den Leuchtgasvergiftungsfällen, welche während der kalten Jahreszeit beobachtet wurden. Wird in dieser Zeit eine Straßenbeleuchtungsröhre schadhast, so strömt das Gas zunächst in das umgebende Erdreich; unter der Erde wandert es weiter und bringt dann

in die menschlichen Wohnungen ein, aber mit besonderer Vorliebe in die geheizten Zimmer. Den schädlichen Folgen derartiger Vorkommnisse läßt sich jedoch leicht zuvorkommen, da wir ja die Anwesenheit freien Leuchtgases in unseren Wohnräumen durch unser Geruchsorgan sofort wahrnehmen können. Der Gasgeruch läßt sich erkennen, auch wenn das Leuchtgas nur  $\frac{1}{1000}$  des Volumens der Luft beträgt. Auch Abhilfe läßt sich leicht schaffen, wenn wir selbst die Quellen der Gasausströmung nicht sofort entdecken, so wende man sich ungesäumt an den Gasstechniker. Ist Jemand in einem gashaltigen Lokale verunglückt, so hat die erste Hilfeleistung dieselbe Aufgabe zu erfüllen, wie bei den Vergiftungen mit Kohlenäure und Kohlenoxydgas. Das Erste ist Verbringung der Verunglückten an die frische Luft, Entfernung aller die Athmungsbewegung hemmenden Kleidungsstücke und Begießung von Kopf und Brust mit kaltem Wasser. Auch dem Laien ist in solchen Fällen Gelegenheit geboten, die Rolle eines Lebensretters zu spielen, sofern er im entscheidenden Augenblicke die Ruhe und Besonnenheit nicht verliert und die angeführten Maßregeln der ersten Hilfeleistung sich vergegenwärtigt.

Im Gegensatz zu den angeführten Gasen ist das Kohlenwasserstoffgas weniger dadurch gefährlich, daß es bei seiner Aufnahme in's Blut vergiftend wirkt, sondern viel mehr durch seine überaus leichte Entzündbarkeit und die dadurch bewirkten heftigen Detonationen. Es bildet sich am häufigsten in Kohlenbergwerken, weshalb es auch Grubengas genannt wird. Gerade hier richtet es durch seine Explosionen oft die größten Verheerungen an. In der Bergmannssprache

nennt man diese Explosionen schlagende Wetter oder feurige Schwaden. Seit der Einführung der Davy'schen Sicherheitslampe sind diese Explosionen jedoch zum Glück der Menschheit etwas seltener geworden; sollen sie ganz vermieden werden, so ist noch eine ausgiebigere Ventilation der Bergwerke nothwendig. Letztere muß die schädlichen Gase (irrespirable und explosionsfähige) möglichst vollkommen beseitigen und dafür eine hinreichende Menge frischer atmosphärischer Luft dem Labyrinth der Bergwerke zuführen. Außerdem bildet sich Kohlenwasserstoffgas in Sümpfen durch die Fäulniß von Pflanzen- und Thierresten. Man nennt dies Sumpfluft oder Sumpfgas. Durch das Einathmen solcher Dünste entstehen die sogenannten Sumpffieber. Wer sumpfreiche Gegenden zu bereisen hat, kann sich durch innerlichen Gebrauch von Chinin vor den schädlichen Wirkungen dieser vergifteten Luft schützen. Der öffentlichen Gesundheitspflege aber erwächst die Aufgabe, für die Austrocknung aller Sümpfe und stagnirenden Gewässer durch Drainiren Sorge zu tragen.

---

## Die „Times“.

Ein Kapitel aus der Geschichte des englischen  
Zeitungswesens.

Von

**Eduard Braunsfeld.**

(Nachdruck verboten.)

In keinem Lande hat sich das Zeitungswesen so großartig entwickelt, wie in England. Bereits zur Zeit der Königin Elisabeth gab es gedruckte Kriegsberichte, die in einer gewissen Regelmäßigkeit erschienen und einen Zeitungscharakter trugen, und im 17. Jahrhundert blühte in London schon eine völlig entwickelte Presse, begünstigt durch den großen Verkehr und das rege politische Leben der Hauptstadt. Nach unseren heutigen Begriffen sahen freilich diese Blätter mit den zum Theil höchst wunderlichen Namen: „Der wöchentliche Entdecker“, „Der Mann im Mond“, „Die wöchentlichen Neuigkeiten“, „Die geheime Cule“ etc., noch recht bescheiden aus; sie brachten nur sehr dürftige politische Nachrichten, über die Verhandlungen des Parlaments gar keine Berichte und druckten auch nicht selten bei ganzlichem Mangel an Stoff, um „auszufüllen“, ein oder mehrere Kapitel aus der Bibel ab, aber sie erfreuten sich doch schon der allgemeinen Beachtung des Publikums und gewannen sodann mit jedem Jahrzehnt einen immer größeren Einfluß

auf die öffentliche Meinung. Beim Beginn des 18. Jahrhunderts gaben sie bereits sehr oft bei politischen und städtischen Angelegenheiten mit ihren Ansichten den Ausschlag, und von 1769 an, in welchem Jahre die genialen „Junius-Briefe“ im „Public Advertiser“ erschienen, die ein europäisches Aufsehen durch ihre berechtigten Angriffe auf die Regierung erregten, waren sie eine Macht.

In dieser Zeit lebte in London ein intelligenter Buchdrucker Namens John Walter, der in Gemeinschaft mit einem Henry Johnson ein neues System des Sehens erfunden hatte, das sogenannte logographische System, welches darin bestand, daß solche Worte oder Endungen von Worten, welche viel gebraucht zu werden pflegen, in ein Stück gegossen waren, wodurch das Zusammensetzen aus einzelnen Buchstaben erspart werden sollte. Walter versprach sich davon eine große Erleichterung, sobald sich nur ein Setzer alle die Wörter, welche „logographisch“ gegossen worden waren, gemerkt hätte, ließ sich ein Patent auf die Erfindung geben und beschloß, den Vortheil, den er nun vor seinen Collegen voraus zu haben glaubte, dadurch auszunutzen, daß er eine Zeitung gründete. Er nannte sein neues Blatt „Daily Universal Register“ und trat mit demselben 1785 hervor. Allein die Verhältnisse waren seinem jungen Unternehmen nicht günstig, er hatte mit den verschiedensten Mißständen zu kämpfen, und schließlich suchten ihm auch noch seine Collegen den Boden zu untergraben und sein logographisches System lächerlich zu machen. Das aber ließ sich Walter auf keinen Fall anthun und vertheidigte sich daher mehrmals öffentlich energisch gegen

diese Angriffe. Dadurch zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, man bedauerte ihn als einen von Neid und Mißgunst Verfolgten und begann sich dabei für seine Zeitung zu interessiren. Das Interesse wuchs, als man fand, daß das Blatt stets gut redigirt war und die neuesten Ereignisse immer völlig unparteiisch besprach. Damit hatte aber Walter auch schon gewonnen und setzte nun Alles daran, immer noch Besseres zu liefern. Seine neue Erfindung erwies sich zwar schließlich als unpraktisch, und er ließ sie, nachdem er sie einige Jahre angewendet, wieder fallen und kehrte zur alten Methode des Setzens zurück, sie hatte aber doch die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen, und dies war ja von unberechenbarem Vortheil.

Auch noch einen weiteren Mißstand beseitigte er bald. Der Titel „Daily Universal Register“ war nicht bequem, zu lang und leicht zu verwechseln mit den bereits vorhandenen „Court and City Register“, „Old Annual Register“, „New Annual Register“; darum erschien das Blatt vom 1. Januar 1788 ab unter dem Titel „Times“, (die Zeiten), und unter diesem Namen sollte es sich nun nach und nach über den ganzen Erdball verbreiten.

Zunächst kam es freilich noch nicht über Englands Grenzen hinaus, aber innerhalb derselben gewann es mit jedem Jahre mehr Ansehen, überflügelte bald sämtliche ältere Zeitungen und warf daher auch schon nach Kurzem eine erhebliche Revenue ab. Das Vermögen John Walter's wuchs in Folge dessen rasch sehr erheblich, und als der trotzdem immer unermüdbliche Mann 1803 zum Sterben

kam, konnte er seinem Sohne, der auch John hieß, einen respektablen Reichthum hinterlassen.

Neben dieser klingenden Münze hatte John, der Sohn, indeß auch die Talente des Vaters geerbt, ja, er besaß wohl noch mehr Geschäftskentniß und Umsicht als Jener, verfolgte seine Ziele noch hartnäckiger und furchtloser, und die Folge davon war, daß er wegen seines Freimuths sehr bald in Differenzen mit der Regierung gerieth und diese ihm nun zunächst die Druckarbeiten für das Steuerdepartement nahm, obgleich er darauf noch für längere Zeit ein kontraktliches Anrecht hatte. Doch diese Schädigung war noch die geringste, eine weit schwerer wiegende bestand darin, daß man seine Zeitung mittelst Beeinträchtigung des freien Postverkehrs zu ruiniren suchte. Es wurden geheime Befehle ertheilt, alle Postsendungen an John Walter und die Redaktion der „Times“, welche vom Kontinent in Gravesend einliefen, aufzuhalten und dann erst wieder einen Tag später nach London weiter zu expediren. Das war natürlich im höchsten Grade nachtheilig für die „Times“, denn sämtliche Korrespondenzen und Zeitungen für die ministeriellen Blätter passirten ja ungehindert, und diese waren daher im Stande, täglich Nachrichten zu bringen, die der „Times“ erst 24 Stunden später zuginen. Walter führte deshalb beim Ministerium des Innern Klage, konnte aber erst nach wiederholtem Drängen Antwort bekommen, die dahin lautete, daß man über den ganzen gegenwärtigen Postdienst demnächst neue Bestimmungen treffen werde und daher vorläufig noch nichts ändern wolle — doch könne der Herausgeber der „Times“ die Zeitungen des Kontinents als be-

sondere Begünstigung von der Regierung erhalten, der sie stets pünktlich zungen. Diesen Fingerzeig verstand natürlich Walter sofort, er wollte jedoch seinem Blatte die Unabhängigkeit bewahren, schlug das Anerbieten ab und ruhte nicht, bis das Hemmniß in Gravesend schließlich gehoben wurde.

Eine ähnliche Umsicht, wie beim geschäftlichen Betriebe, entwickelte er auch bei der Wahl seiner Redakteure und Mitarbeiter; er wußte stets die Fähigsten herauszufinden und durch hohe Gehalte und Honorare an sich zu fesseln; nicht selten kam es vor, daß er drei- bis fünfmal mehr bezahlte, als die übrigen Zeitungen. Dafür verfügte er aber auch meist über die besten Federn, und die richtige Folge davon war, daß die „Times“ einen immer größeren Leserkreis eroberte. Gegen Ende der Napoleonischen Kriege war derselbe bereits so angewachsen, daß Walter in der peinlichsten Verlegenheit war, wie er die große Auflage täglich herstellen sollte. Die gebräuchliche Handpresse genügte absolut nicht mehr, es mußte eine Vorrichtung erfunden werden, vermittelst deren ein schnellerer Druck erzielt werden konnte. Eine solche wollte sich aber nicht erfinden lassen, und als ein Setzer der Times-Officin, ein gewisser Thomas Martyn, endlich einen Plan dazu erfunden hatte, und von Walter durch Geld unterstützt, sich daran machen wollte, die Maschine herzustellen, setzten ihm seine Kollegen, die fürchteten, durch die Neuerung ihren Verdienst zu verlieren, dermaßen zu, daß er sogar in Lebensgefahr gerieth und von der Ausführung seines Projektes abstand. Walter blieb also in der bisherigen Noth; da hörte er, es war im Jahre 1814, von einem Sachsen Namens König,



der mit seinem Gehilfen Bauer eine Maschine erfunden habe, welche ein äußerst schnelles Drucken ermögliche. Er ließ die beiden Erfinder, die sich ihre Druckmaschine — sie nannten sie Schnellpresse — bereits hatten patentiren lassen, sofort nach London kommen, gab ihnen die nöthigen Mittel, räumte ihnen ein Nebengebäude seines Hofes ein, und ließ sie hier, um jede Feindseligkeit abzuschneiden, ganz im Geheimen eine solche neue Druckmaschine anfertigen. Die Arbeit dauerte viele Monate und war um so schwieriger, als das neue Werk auch zugleich mit einer Kraft in Bewegung gesetzt werden sollte, die man bisher zu derartigen Dienstleistungen noch nicht herangezogen hatte, mit der Dampfkraft; endlich gelang sie aber vollständig und stand nun zur Benutzung bereit. Doch nun kam eine neue Verlegenheit: die Drucker hatten von der geheimnißvollen Arbeit Wind erhalten und drohend geäußert, sie würden Jedem zu Leibe gehen, der sie durch dergleichen neue Einrichtungen ihrer Beschäftigung berauben werde. Mehrere Tage zögerte man daher, die Maschine in Betrieb zu setzen, und schließlich verfiel man auf eine List. Eines Abends, als die Drucker, wie immer, die fertig gesetzte Zeitung in Empfang nehmen wollten, um sie zu drucken, erhielten sie die Mittheilung, es seien noch wichtige Nachrichten vom Kontinente zu erwarten, der Druck könne daher noch nicht beginnen. Mittlerweile wurde dieser aber auf der neuen Maschine vorgenommen, und als er ganz vorzüglich von Statten gegangen war, trat Walter zu den Harrenden, setzte sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß, eröffnete ihnen aber auch zugleich, daß er ihnen Allen ihre Löhnung so lange

weiter zahlen werde, bis sie anderweitige gute Beschäftigung gefunden hätten. Dadurch beschwichtigte er den Sturm und befand sich nun vollständig am Ziele seiner Wünsche. Bisher hatte er nur 450 Exemplare der „Times“ in einer Stunde mit der Handpresse drucken können, jetzt lieferte ihm die neue Schnellpresse in derselben Zeit 1100, bald darauf 2500, dann 4000, 8000, 10,000 und heutzutage druckt die verbesserte „Walter'sche Druckmaschine“ in der Stunde 22,000 bis 24,000 Bogen.

Mit diesen Verbesserungen in der Officin hielten sodann aber auch noch andere gleichen Schritt, die zum Besten der Redaktion unternommen wurden. So richtete z. B. im Jahre 1834 Walter einzig und allein nur für die „Times“ einen Expresdienst durch ganz England ein, welcher seine Zeitung in den Stand setzte, sämtliche Nachrichten aus allen Theilen des Landes jederzeit früher zu bringen, als alle übrigen Blätter Londons, ferner stellte er in jeder größeren Stadt Europa's einen Korrespondenten an und stattete ihn mit der Vollmacht aus, über bedeutende Summen verfügen zu können, sobald es sich um Beschaffung wirklich wichtiger Nachrichten handelte. In Folge dessen gelang es bisweilen, hinter Geheimnisse und Pläne zu kommen, deren Aufdeckung das größte Aufsehen erregte. So kam z. B. im Jahre 1848 der damalige Pariser Korrespondent der „Times“, M. O'Reilly, einer größeren Anzahl von Industrierittern auf die Spur, welche einen großartigen Schwindel in Scene zu setzen beabsichtigten. Sie wollten gefälschte Kreditbriefe, angeblich von Glyn Halifax und Co. in London, gleichzeitig in allen größeren

Bankgeschäften des Kontinents präsentiren, und mußten dann, wenn der Streich gelang, eine Beute von 100,000 Pfd. Strl. einheimfen. Allein dahin sollte es, Dank der unermüdblichen Thätigkeit O'Reilly's, nicht kommen; dieser ließ sich keine Mühe verbrießen, sparte keine Kosten, und so gelang es endlich, die Namen der Hauptanstifter des Planes zu erfahren, und nun trat die „Times“ am 26. Mai, nachdem sie bis dahin völliges Stillschweigen beobachtet hatte, triumphirend mit ihren Enthüllungen an die Oeffentlichkeit. Am genannten Tage erschien an ihrer Spitze ein Artikel mit der Ueberschrift: „Außerordentlicher und großartiger Versuch eines Betruges auf dem Kontinent,“ der natürlich ein ungeheures Aufsehen machte, die sofortige Verhaftung der Rädelsführer veranlaßte und der Zeitung den Dank der gesammten Handelswelt einbrachte. Die Londoner Kaufmannschaft trat sogar zusammen und brachte auf dem Wege der Subskription diejenige beträchtliche Summe auf, welche Walter zur Aufdeckung des Betruges hatte verwenden müssen; als sie ihm dieselbe jedoch überreichen wollte, nahm er sie nicht für sich an, sondern errichtete damit zwei „Walter-Stipendien“ für Schüler der Londoner City-Schule, welche die Universität Oxford besuchen wollten.

Zur selben Zeit erfocht die „Times“ auch noch einen anderen großen Triumph. Nach den Regeln und Satzungen der Reihenfolge sollte ein Alderman Harmer in die Stelle des Lord-Mayors von London einrücken, allein dieser Mann hatte wiederholt in frivoler Weise Anschauungen verfochten, welche der größte Theil der Einwohner Londons durchaus nicht theilte. Man war daher der Ansicht, ein solcher

Mann könne nicht den ersten Magistratsposten der ersten Stadt der Welt bekleiden, die Korporation der Aldermen aber besaß nicht den Muth, von der seit Jahrhunderten beobachteten Regel abzuweichen und Harmer zu überspringen. Da erschien 14 Tage vor der Wahl ein Leitartikel in der „Times“, welcher die Möglichkeit der Wahl von Alderman Harmer in den stärksten mißbilligenden Ausdrücken besprach. Jeden folgenden Tag bis zur Wahl erschien ein neuer Artikel, der die Gesichtspunkte des ersten weiter ausführte und entwickelte, und so groß war die Wirkung derselben im ganzen Lande, daß schließlich die Wahl Harmer's als durch die allgemeine Mißbilligung unmöglich geworden betrachtet werden mußte; ein Anderer wurde Lord-Mayor. Derartige Erfolge hoben natürlich das Ansehen der „Times“ ganz außerordentlich, Geister ersten Ranges, wie Disraeli, Vernon Harcourt, Macaulay, Carlyle, John Sterling und Andere, schrieben nun für sie, und ihre Auflage wuchs mit jedem Jahre immer beträchtlicher. Im Jahre 1844 erschien die Zeitung bereits in 23,000 Exemplaren, 1854 in 51,600, 1860 in 60,000 und jetzt in etwa 70,000. Bei außergewöhnlichen Anlässen erreicht aber die Auflage noch eine weit bedeutendere Höhe. Während der internationalen Ausstellung 1862 wurden täglich 88,000 Exemplare abgesetzt; bei dem Tode des Prinzen Albert mußten diejenigen Nummern, welche das Hinscheiden und die Beisetzung schilderten, in einer Auflage von 91,000 Exemplaren erscheinen, und von der Nummer, welche die Vermählung des Prinzen von Wales mit Alexandra von Dänemark beschrieb, war sogar eine Auflage von

110,000 Exemplaren nöthig. Im Verhältniß zur Auflage steht auch die Menge der Inserate; sie ist wahrhaft imponirend. 2500 bis 3000 Anzeigen in einer Nummer sind durchaus nichts Ungewöhnliches, und die ungefähre Jahreseinnahme durch Inserate beläuft sich auf circa 260,000 Pfd., also 5,200,000 Mark. Das Einkommen der Familie Walter — John Walter starb 1847 — ist mithin nach und nach ein fürstliches geworden, auch ihre Macht ist nicht selten bedeutender als die eines Ministers, und dies Alles wurde einzig und allein nur errungen durch unermüdblichen Fleiß, durch Intelligenz und eine stets richtige Benutzung der Verhältnisse.

## Der Nestbau der Vögel.

Von

N. Schulz.

(Nachdruck verboten.)

„Das Nest ist eine Schöpfung der Liebe.“

J. Michelet.

Vor drei oder vier Jahren sah ich bei einem vogelkundigen Freunde eine Sammlung einheimischer Vogelnester, die derselbe aus allen Theilen unseres lieben deutschen Vaterlandes sich verschafft hatte. In hübscher Ordnung standen und lagen sie in einem geräumigen Glaschranke beisammen und boten für jeden Vogelfreund eine Fülle der interessan-

testen Eigenthümlichkeiten dar. Sie waren auch der Stolz meines Freundes, der jahrelange Mühe und bedeutende Opfer nicht gescheut hatte, diese werthvolle Sammlung zusammen zu bringen. Für wissenschaftliche Zwecke ist eine Nester-sammlung ja nicht hoch genug zu veranschlagen, und der Ornithologe von Fach, der sich dies Studium zur Aufgabe gemacht, wird solche nur ungern vermissen. Für den bloßen Naturliebhaber jedoch hat dieselbe geringere Bedeutung. Es wäre auch zu bedauern, wenn eine Sammelwuth nach Vogelnestern in größeren Kreisen um sich greifen sollte, denn es liegt die Gefahr nahe, daß auch frische Nester gesammelt werden und so mancher Vogelbrutplatz zerstört wird, da nicht jeder Sammler sich mit schon benutzten Nestern zufrieden geben würde.

Die Betrachtung eines Vogelnestes ist in verschiedener Hinsicht interessant und lehrreich. Aber noch viel mehr Vergnügen wird die Beobachtung der Vögel beim Bau derselben gewähren. Ein fertiges Nest vermag uns nur über die Baumaterialien und die Form des Baues Auskunft zu geben. Ueber die große Sorgfalt, mit der die Wahl des Ortes vor sich geht, über die Bauzeit und das Wesen und Treiben des Vogels dabei kann uns auch die vollständigste Nestersammlung nichts verrathen. Und doch sind letztere Fragen vielleicht die interessantesten, wenigstens hat ohne die Kenntniß derselben jede Sammlung nur untergeordneten Werth. Erst das Belauschen der Vögel beim Bau vermag uns wahre Bewunderung abzurufen, erst dadurch werden wir dahin gelangen, den oben citirten Ausspruch des französischen Geschichtschreibers und Naturlieb-

habers zu verstehen. Nicht für sich baut der Vogel ein Nest. In ahnungsvollem Drange bereitet er es für seine Jungen; für sie gründet er eine Heimath, für sie sorgt und arbeitet er. Das Nest fesselt den Vogel an eine bestimmte Scholle. Alljährlich kehrt die Schwalbe zurück in das heimathliche Dorf, mit Jubelgezwitscher begrüßt sie das alte Nest am Fenster Sims. Keinen Augenblick trennt sich das Pärchen weit von einander. Mit fast übergroßer Zärtlichkeit erweisen sich die beiden Gatten alle Aufmerksamkeiten. Der männliche Vogel wird im Liebesgeföhle zum Sänger, der weibliche zum Baukünstler. Aber nicht nur zum Flitterwochenaufenthalt ist das Nest bestimmt: in ihm entfaltet sich ein stilles Hauswesen, es wird der Ort des schönsten Familienbens, ein Schauplatz schwieriger Erziehungssthatigkeit und unermüdlicher Liebe. Viele Vögel Schwärmen zwar gleich nach dem Fliggewerden der Jungen in unwiderstehlichem Reisebrange mit der ganzen Familie in die Ferne, manche kehren jedoch noch eine Zeit lang allabendlich in das liebe Nest zurück, und von dem Staaren ist ja allbekannt, daß er vor dem herbsthlichen Wanderzug zum Abschied noch den Ort seines Haushaltes aufsucht.

Das Nest ist eine Schöpfung der Liebe. Keiner hat es dem Vogel gezeigt, wo und wie er es anzulegen habe, es ist kein Produkt der Lehre. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß der Vogel sich in der Baukunst vervollkommenet, sich besser den äußeren Verhältnissen anzupassen lernt, aber nie wird er über den ursprünglichen Plan, über die Gesamtanlage hinausgehen. Die Liebe macht den Vogel von vornherein zum vollendeten Künstler. In

feiner Seele findet sich das Gesamtbild des Nestes schon in allen seinen Einzelheiten so vollständig vor, daß er keines Entwurfes, keiner Zeichnung bedarf und daß sich doch alles zum symmetrischen Ganzen vereinigt.

Dem Männchen fällt beim ganzen Nestbau nur eine untergeordnete Rolle zu. Es ist dies auch ganz erklärlich, wenn wir bedenken, daß nur die ahnende Mutterliebe instinktmäßig das Richtige zu treffen vermag. Selbst bei der Auswahl des Nistortes ist das Männchen meist nur Begleiter des Weibchens. Dieses kann man suchend durch die Büsche schlüpfen sehen. Es betrachtet die Nistgabelungen und scheint förmlich Maß zu nehmen, indem es sich zwischen denselben nach allen Seiten herumwendet. Zwar verläßt auch das Männchen nicht, nach geeigneten Plätzen zu spähen und durch eigenthümliche Locktöne das Weibchen herbeizurufen, immer aber gibt letzteres den Ausschlag über die Güte oder Verwerflichkeit des Nistortes.

Im Allgemeinen pflegt eine Vogelart sich dort anzusiedeln, wo die Lebensbedingungen ihr günstig sind und wo genügende Sicherheit zu herrschen scheint. Manche Arten sind weniger wählerisch, während Andere wiederum bis in's Einzelne ihre Ansprüche befriedigt sehen wollen. Oft reicht die geringste Veränderung in einer Gegend hin, eine bestimmte Vogelart für immer von dort zu vertreiben, während andere sich ohne Mühe auch in veränderte Verhältnisse zu schicken wissen. Einige sind so hartnäckig in dem Festhalten eines Ortes, daß selbst fortgesetztes Zerstoren ihres Baues sie nicht zum Fortwandern bewegen kann, während dagegen wiederum gewisse Vögel schon den Bau



aufgeben, wenn sie sich nur beobachtet glauben. Viele sind ja von vornherein an einen bestimmten Standort gebunden, wie beispielsweise Wasser- und Sumpfvögel, sie werden also ihre Brutorte auch nur nach solchen Verhältnissen einrichten können. Die starken Raubvögel sind zu stolz, ihr Nest zu verbergen, während die von allseitiger Gefahr umschwebten kleineren Arten die dichtesten Gebüsche und heimlichsten Orte aufsuchen. Die Schwalbe und der Storch, beide durch den Volksglauben gegen Muthwillen geschützt, bauen unter den Augen des Menschen, ebenso wissen auch die meisten anderen Vögel sehr bald ihre Freunde von den ihnen feindlich Gesinnten zu unterscheiden.

Eigentlich gibt jeder Ort in der Natur einen Nistort für diese oder jene Familie her, freilich sind manche mehr bevorzugt als andere. Hoch oben auf den wildesten Felsensriffen horsten die Adler, besonders aber lieben Kondor und Lämmergeier die höchsten und unzugänglichsten Bergespitzen. Fast an der Grenze des vegetabilischen Lebens bereiten sie ihren Jungen das Nest, wohin selbst der Fuß des kühnsten Alpenjägers sich nicht wagt und wo das Raubschloß vor Zerstörung ziemlich gesichert ist. Auch Alpendohlen und Bergkrähen lieben die unzugänglichen Gesteinsklüfte, das Schneehuhn und der Schneeammer erwählen die eisigen Ruppen der Berge. Und steigen wir hinab bis in die Wälder, so finden wir die höchsten Wipfel der schwankenden Baumriesen mit Nestern und Horsten gekrönt. Hier leben viele Arten der Raubvögel, gleich den räuberischen Rittern des Mittelalters, die von festem Felsenschloß aus die Umgegend brandschatzen, ihr Wesen offenkundig treibend. Die die-

bischen Gefellen, wie beispielsweise der Sperber, pflegen ihre Wohnungen mehr im Dickicht der Baumkronen aufzuschlagen, als ob sie sich vor den immerhin noch edleren Arten ihres Geschlechtes schämten. Ihre Behausungen sind wahre Diebeshöhlen, die auch das geübte Auge erst suchen muß. Die Asthöhlen und Baumrisse bilden für viele Vogelarten natürliche Zufluchtsorte, in die sie oft ohne jede weitere Vorbereitung ihre Eier legen, wie der Uhu und Kauz. Andere sind nicht so sorglos, sondern suchen sich die Höhlungen erst für ihre Zwecke geeignet zu machen. Der Kleiber verengt zu große Oeffnungen geschickt durch ein künstliches Mauerwerk, ehe er sein Nest in die vorgefundene Höhle baut. Die meisten Höhlenbrüter tragen allerlei Baustoffe in die Astlöcher, um für ihre Jungen ein weiches Bett im Voraus zu bereiten, sie werden aber doch von dem Specht übertroffen, der keine fertige Höhlung benutzt, sondern geschickt sich erst ein geeignetes Häuschen zimmert. Anderen Arten scheint ein Leben in Höhlen zu beengend zu sein. Sie ziehen das Wohnen im schattigen Gebüsch vor. Einige lieben eine freiere Aussicht und bauen sich im Wipfel des Busches an, während andere den Ort nahe am Boden allen anderen entschieden vorziehen. Alle aber wissen geschickt den kleinen Bau zu verstecken und jeden sich nur irgend darbietenden Vortheil zu benutzen. Selten steht ein Nest frei da. Ist dies jedoch der Fall, so werden wir stets bemerken, daß es durch seine Bauart sich selbst schützt, sei es nun, wie Brehm ausführlich, daß diese berechnet ist, das Auge des Räubers zu täuschen oder aber, daß sie seinem Eindringen unüberwindliche Hindernisse ent-

gegenstellt. Bei einigen Kolibriarten ist das Nest an ein hängendes Blatt geheftet, ebenso bei dem Bananen- oder Pifangvogel. Der Dickchnabel der Philippinen wählt einen Bambus nahe am Wasser, und baut an dessen Zweigen hängend ein Nest, das aus einem 4 bis 5 Meter langen als Vorflur dienenden Cylinder und dem nach hinten sackförmig erweiterten Neste besteht, welches ganz und gar über dem Wasser schwebt, so daß kein Feind herankommen kann. Mit Vorliebe nimmt mancher Vogel die Gastfreundschaft der Menschen in Anspruch, indem er gern unter dem häuslichen Dache sein Nest erbaut. Andere lieben das freie Feld, wie die Lerche und der Ammer, noch andere bauen vorzugsweise in Steinhäusen und Holzstößen. Die Wasservögel verlassen selbst in der Brütezeit nicht ihr Element, höchstens benutzen sie ein schwimmendes Stück Holz als Unterlage. Der Steißfuß kümmert sich wenig darum, wenn auch das klare Naß in das Innere seines Nestes dringt und oft die Eier selbst unspült, während Teichhühner und andere Arten nie ihr Heim verlassen, ohne es vorher sorgfältig zugedeckt zu haben. Selbst in das Erdinnere bringen einige nach Bergmannsart. Der Alk gräbt sich einen tiefen Gang in die Erde, ebenso der Eisvogel und die allbekannte Uferschwalbe.

Manche Vögel sind so gesellig, daß sie sich selbst während der Brütezeit nicht gern von einander trennen, sondern gemeinschaftliche Orte benutzen, die dann oft mit Nestern wie übersäet erscheinen. In Deutschland finden wir in den Ansiedelungen der Uferschwalben, sowie auch in denen der Krähen und Möven solche gemeinsamen Brut-

stätten. Kleine Kieferwälder in Niedersachsen beherbergen nicht selten 5—600 Paare der Saatkrähen, so daß oft bis 10 Paare auf einem Baume nisten. Das Gezänk unter den einzelnen Nestinhabern ist oft nicht gering und währt immer fort, so lange nur das Brutgeschäft andauert. Wehe dem Pärchen, das sich zu gleicher Zeit entfernt. In wenigen Minuten ist kein Reis mehr von dem Neste vorhanden, da die diebischen Verwandten sogleich von allen Seiten herbeieilen und die Baustoffe als gute Beute für sich in Anspruch nehmen. Ruhiger geht es in den Ansiedelungen der Uferschwalben zu, auch die Möven sind viel verträglichere Geschöpfe. Wie Raumann mittheilt, kommt ein einsam brütendes Pärchen der letzteren niemals vor, selbst ein Verein von nur 6—10 Paaren ist selten. Weit öfter sind es hundert und tausend, welche eine Gesellschaft bilden und auf einem kleinen Raume beisammen nisten. Erwähnenswerth sind auch die Vereinigungen der Wandertaube in den Vereinigten Staaten Nordamerika's und der Reihervögel in den Donausümpfen. Tausende wohnen dort auf engstem Raume beisammen, so daß jeder Baum vollständig mit Nestern bedeckt ist. Die Schilderungen, die Reisende von diesen Nistorten entworfen, klingen fast märchenhaft, und doch stehen sie noch hinter der Wirklichkeit zurück.

Die Reiheransiedelungen erinnern schon an den Kommunismus, der sich nicht nur auf eine Art erstreckt, sondern die Vögel verschiedener Gattungen zusammenführt. Die Gestade des hohen Nordens bieten in dieser Beziehung wahrhaft staunenswerthe Beispiele. Seeschwalben und

Möven, Sturmvögel und Alken, Summen und Taucher, Fettgänse und Eiderenten zc. legen oft ihre Brutplätze so dicht neben einander an, daß das ganze Giland wie lebendig erscheint. Keine Felspalte ist leer, jeder Fuß der Klippe zeigt einen Bewohner. Die dumme Summe setzt sich ruhig auf ein fremdes Nest, wenn ihre Eier zerstört worden sind. Wie van Troil mittheilt, sollen auch häufig zwei Eiderentenweibchen ein gemeinschaftliches Nest haben und abwechselnd darauf brüten, dasselbe ist von dem Ani (*Crotophaga Ani*) bekannt; bei ihm ist es nichts Seltenes, daß 5—6 Weibchen auf 30—40 Eiern in einem Neste gemeinschaftlich brüten, ohne daß je ein Streit zwischen ihnen zu verzeichnen wäre.

Ebenso mannigfaltig wie die Auswahl des Nistortes ist auch das Baumaterial, welches die Vögel zu ihren kunstvollen Wohnungen verwenden. Es ist meist roh und keineswegs in einem Zustande, wie menschliche Künstler es zu ihren Werken verwenden. Im Großen und Ganzen können die Vögel Alles gebrauchen, wiewgleich jede Vogelart für gewisse Stoffe eine besondere Vorliebe offenbart. In Storchnestern findet man meist Rasenstücke von bedeutender Größe als Befestigungsmittel des Reisigwerkes, das einen Hauptbestandtheil der meisten Nester bildet. Auch die Elstern verwenden Rasenstücke als Bindematerial zu ihrem Bau, die Schwalbe weiß Schlamm, Thon und Erde künstlich zu verwenden, viele bauen Spinngewebe, Puppengehäuse der Schmetterlinge, Ueberreste der Nahrung zc. mit ein, wodurch die Festigkeit und Haltbarkeit des kleinen Häusleins bedeutend vergrößert wird. Die meisten Stoffe liefert jedoch das Pflanzenreich. Dürre Nester und Reisigstücke sind als

beliebte Nestunterlagen bekannt, ja einzelne Vögel, wie z. B. der Sperber, begnügen sich mit einer bloßen Zusammenschichtung und Aufeinanderhäufung dieser Materialien, ohne weiter an die Ausschmückung oder Auspolsterung des Nestes zu denken. Größere Vögel begnügen sich nicht mit den Holzstückchen, die sie unter den Bäumen finden, sie brechen dieselben direkt von denselben ab, wobei sich Dohlen und Krähen ihres Schnabels bedienen, während größere Raubvögel diese Arbeit mit ihren Fängen verrichten. Auch der Bast der Bäume, Rindenstückchen, trockene Blätter und Grashälmschen werden nicht verschmäht; ebenso bilden Flechten und Moose einen großen Bestandtheil sehr vieler Nester. Die zuletzt genannten Stoffe dienen schon vielfach mit zur Auspolsterung und zur Vereitung eines weichen und warmen Lagers, wozu jedoch meist noch weichere Materialien mühsam herbeigetragen werden. Die Haare der Pferde und Rinder, Wollflocken, Papierschnitzel, Zeugstückchen u. dergl. werden nicht selten benutzt; dergleichen müssen Federn oft lange gesucht werden, wenn der Vogel diese sich nicht selbst ausrupft, um seinen Jungen die Wiege auszupolstern.

Aus diesem bunten und rohen Material weiß der Vogel geschickt das auszuwählen, was seinem Zweck am besten entspricht. Er versteht die einzelnen Bestandtheile so an einander zu reihen, daß auch nicht ein Hälmschen das andere überragt, nicht eine Feder der andern im Wege liegt. Dabei ist das Nestchen so fest, daß wir es nur mit Anwendung einer gewissen Kraft zu zerstören im Stande sind und nicht begreifen können, wie ein schwaches Vögelschen mit seinen unvollkommenen Werkzeugen solchen Bau ausführen

konnte. Die mauernden Vögel müssen natürlich auch Wasser zu ihrem Bau herbeitragen, viele benutzen sicherlich auch ihren Speichel als Klebematerial. Der Alpen- und Mauersegler überzieht das ganze Genist mit einer Speichelschicht, die bald erhärtet und eine feste Kruste bildet. Die eßbaren sogenannten indischen Vogelnester der Salangane bestehen nach A. G. Berstein's Untersuchungen ganz aus dem Speichel dieser Vögel, den sie aus besonderen Drüsen unter der Zunge auszuscheiden vermögen.

In der Form der Nester begegnen wir den größten Verschiedenheiten. Viele legen ihre Eier ohne jegliche Unterlage auf die bloße Erde oder in schon vorhandene Höhlen. Unser Ziegenmelker gibt sich nicht einmal die Mühe, vorher das Gras niederzutreten; es kann bei ihm also gar nicht vom Nestbau die Rede sein. Der Pinguin, einige Mövenarten und die meisten Hühnervögel vermeinen schon genug zu thun, wenn sie eine kleine Vertiefung in die Erde scharren. Rübige und Schnepfen polstern die Höhle mit Halmen und Stengeln aus, doch zeugt ihr Nest noch von wenig Kunstfertigkeit. Auch unsere Tauben sind ziemlich sorglos in der Bereitung ihrer Nester, ebenso die Gulentvögel, die meist die Ersteren an Einfachheit noch übertreffen.

Ungleich kunstvoller sind die halbtugelförmigen Nester, die namentlich unsere kleinen Sänger so zierlich und dauerhaft herzustellen vermögen. Unsere Finken und Drosseln, Rohrsänger und Baumlerchen u. sind nach dieser Richtung hin wahre Künstler. Die gewölbten Nester sind oben theils geschlossen, theils offen. Sie nähern sich manchmal voll-

ständig der Kugelgestalt, oft sind sie auch nur backofenförmig. Das Nest unseres Vogelgnomen, des Zaunkönigs, gehört hieher; ihm ähnlich sind die Wohnstätten des Fitis, Weiden- und Buchenzeifigs, des Wasserstaars, des Goldhähnchens und vieler anderer. Auf dem Gipfel der Baukunst stehen die Nester der Webervögel. Wir können dieselben jedoch einer genaueren Betrachtung nicht unterwerfen, da wir bei dieser Skizze hauptsächlich unsere einheimische Vogelwelt im Auge haben und nur gelegentlich der übrigen gedenken.

Jeder Vogel hat so seine eigene Manier bei der Ausführung seines Nestes. Keines gleicht vollständig dem anderen, wenn gleich die Nester sonst fernstehender Gruppen gewisse Eigenthümlichkeiten gemeinsam haben. Manche stellen ihr Nest her, indem sie vorzugsweise die Baustoffe mit einander verflechten, andere verbinden hiemit noch eine Art Weberei, einige sind Filzer, auch Ritter und Maurer kennt man, und der Schneidervogel hat seinen Namen nur der Art seines Nestbaues zu verdanken. Die Werkzeuge sind bei allen ziemlich dieselben. Mit Hilfe des Schnabels und der Füße werden die Materialien herbeigetragen und geordnet, die Brust dient zum Andrücken, der ganze Körper ist das Richtmaß. Fast allgemein baut der Vogel, indem er sich niedersetzt und im Kreise herumdreht, wobei die Baustoffe in die richtige Lage gerückt werden. So kommt die kreisförmige Gestalt des Nestes zu Stande, die der luftige Bau der Vogelgestalt zu verdanken hat. Das Haus ist also beim Vogel gleichsam das vollständige Abbild der Person des Erbauers. Es gibt keine Form und keine unmittelbare Arbeit wieder, wie Michelet sich ausdrückt. Wie



oft muß sich der Vogel mit seiner Brust gegen den Bau stemmen, ehe die widerspenstigen Materialien dem allgemeinen Bauplan sich einfügen. Mehr als zehnmal wird oft ein Halm hin und her gerückt, ehe er den Platz einnimmt, an dem er dem Zwecke am besten entspricht.

Die flechtenden Nestbauer sind eigentlich selten. Nur das grünfüßige Leichhuhn und das diesem nahe verwandte Bleßhuhn, welche beide auf unseren rohr- und schilfumgewachsenen Teichen und Seen fast immer angetroffen werden, sind als wahre Flechter zu bezeichnen. Unser Rothkehlchen, der Dompfaff, die Nachtigal, der Schilffänger, Grassmücken und Zeisige, Krähen und Heher u. gehören allerdings auch zu den Vertretern der Webekunst unter den Vögeln, aber sie sind im Vergleich zu den eigentlichen Webervögeln nur Stämper zu nennen, wenn schon auch ihre Bauwerke unsere volle Bewunderung verdienen. Die in Osteuropa heimische Beutelmeise kann mit Recht zu den eigentlichen Künstlern dieser Gruppe gezählt werden. Erst kürzlich sah ich bei dem bekannten Ornithologen Dr. Karl Ruß ein Nest der Beutelmeise, das in jeder Beziehung ein Kunstwerk genannt zu werden verdiente und den Vergleich mit dem Neste irgend eines Webers wohl aushielt. Die Fülzer sind in den Kreuzschnabelarten, den Finkenvögeln, dem Goldhähnchen, dem Zaunkönig u. s. w. vertreten. Ihre Nester sind besonders warm und fest. Als echte Maurer müssen die Amsel und Drossel, der Kleiber, vorzugsweise der Felsenkleiber, sowie unsere Schwalben genannt werden. Die Schneidervögel haben in dem Eistensänger einen europäischen Vertreter, der auf den südlichen Halbinseln heimisch ist.

Wie schon gesagt, fällt die Hauptarbeit beim Nestbau immer dem Weibchen anheim. Bei den meisten Vögeln ist jedoch auch das Männchen ein fleißiger Mitarbeiter, der Halme, Blätter und Moos herbeischleppt, die das Weibchen weiter verarbeitet. Bei unseren Schwalben sieht man aber auch den männlichen Vogel bei der Verarbeitung der Materialien beschäftigt, ja bei den Webervögeln soll ausnahmslos das Männchen allein bauen.

Fast alle Vögel lieben die Stille und Verborgenheit als Schauplatz ihres Glückes. Einige nehmen die geringste Störung so übel, daß sie das fast schon fertige Nest verlassen. Sie suchen den Nistort sorgfältig jedem unberufenen Auge verborgen zu halten und wenden die größte Vorsicht an, um beim Ein- und Ausfliegen nicht bemerkt zu werden. Die Elster soll sogar an verschiedenen Orten Nester anfangen und an denselben scheinbar eifrig arbeiten, um den Beobachter irre zu führen, während sie heimlich und nur in den frühesten Morgenstunden das rechte Nest fertig stellt. Fast alle Vögel scheinen das Sprichwort vom Gold der Morgenstunde zu kennen. Ehe sie noch nach Nahrung ausfliegen, arbeiten sie schon beim Morgen Sonnenschein an der neuen Heimath. Ist Eile nöthig, so nehmen sie am Nachmittag die Arbeit wieder auf, während sie die übrige Zeit dem Spiel und der Nahrungsforgie widmen. Die mauernden Vögel können nur gewisse Stunden dem Nestbau widmen, da sie so lange warten müssen, bis das Werk eines Tages vollkommen trocken geworden ist. Die Zeit, in der das Nest vollendet wird, ist deshalb nicht immer dieselbe. Einige Arten brauchen über vierzehn Tage dazu, andere sind in

weit kürzerer Zeit damit fertig. Selbstredend wird ein Nest früher vollendet werden, wenn beide Gatten sich der Arbeit unterziehen. Auch die Witterung ist von großem Einfluß, nicht bloß bei den Kittern, sondern auch bei den übrigen Vögeln, da bei Regenwetter nur ausnahmsweise ein Vogel mit dem Nestbau sich beschäftigt.

Manche Vögel benutzen ein Nest mehrere Jahre und puzen es mit dem Beginne des Lenzes nur wieder aus. Die Mehrzahl baut jedoch jedes Jahr ein neues Nest, ja die meisten derer, die jährlich mehrmals brüten, richten stets ein neues Heim ein. Die Elstern benutzen kluger Weise die Materialien des vorjährigen Nestes, viele stellen ihr Nest jedoch mit Hilfe vollständig neuer Baustoffe her. Im Allgemeinen baut der Vogel nur für seine Jungen. Ausnahmen kommen jedoch überall vor. So bauen die Webervögel fortwährend für sich Schlaf- und Vergnügungsnester, die von den Brutnestern ganz verschieden sind. Auch die Beutelmeise bereitet sich ein Schlafnest, das jedoch ebenfalls weit leichter und weniger sorgfältig gebaut ist, als die Wiege für die künftige Brut. Unser Spatz sucht dem grimmen Winterfrost zu trotzen, indem er allerlei weiche Stoffe in Höhlen und Löcher zusammen trägt, um für die Nacht geschützt zu sein. Die Spechte meißeln überall, wo sie sich auch nur wenige Tage aufhalten, eine Höhle für den Nacht-aufenthalt, doch steht dieselbe in jeder Beziehung der Nisthöhle nach. Wenn der Zaunkönig und die Grassmücke im Drange der Liebe hier und dort Nester anfangen, um sie jedoch nach kurzer Zeit wieder aufzugeben, so gehört diese Erscheinung nicht hieher. Es sind ausnahmslos die Männ-

chen, welche die Zeit nicht abwarten können, bis das Weibchen sich für einen bestimmten Brutplatz entschieden.

Sehr gering ist die Zahl der Vögel, die gar kein Nest bauen und sich schmarokend durch die Welt schlagen. Sie rechnen, wie z. B. der Kufuf, auf die Barmherzigkeit der anderen Vögel, denen sie ihre Eier unterstieben und die Pflege für ihre Jungen überlassen. Ihnen hat es die Natur versagt, die Freuden des Familienlebens zu genießen.

## Mannigfaltiges.

**Strenge Etikette.** — Der dänische Dichter Holberg hatte aus seinen Mitteln die Ritterakademie zu Soroe errichtet und erlangte dafür die Ehre, den König als seinen Gast begrüßen zu dürfen. Schon war die Mittagstafel servirt und Holberg eben im Begriff, seinen Pflichten als Gastgeber nachzukommen, als in der Umgebung des Königs Zweifel laut wurden, ob es nach der Etikette zulässig sei, daß ein Mann wie Holberg, der nicht dem hohen Adel angehöre, mit dem Könige an einer Tafel speisen dürfe. Die Zweifel wurden nach eingehender Debatte für durchaus begründet erachtet, und der dienstthuende Kammerherr machte den Gastgeber darauf aufmerksam, daß er zur Tafel nicht zugelassen werden könne. Während der Hof auf Kosten Holberg's an der Tafel schmauste, mußte sich der Gastgeber in ein Nebenzimmer zurückziehen und dort allein essen! Die Etikette war gerettet! Bl.

**Ein französischer Käse für Feinschmecker.** — Heißt es in Goethe's Faust: „Ein echter deutscher Mann mag keinen

Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern," so gilt dies auch von den Käsen der „grande nation“, speziell von dem Sevensenkäse, der in Roquefort im Departement Aveyron seit uralter Zeit seinen Ruf behauptet. Diesen berühmten Schafkäse zieht man in seinem Stammlande den vorzüglichsten Käsen Hollands, der Schweiz und der Lombardei vor. Er kommt in den Handel in Stücken von 4—20 Pfund, meist von 6—12 Pfund, welche theils zu Toulouse verbleiben, um von da im Inneren vertrieben zu werden, theils nach Bordeaux gehen, um nach den Kolonien oder in's Ausland gesandt zu werden, wo sie sehr gesucht sind. Die Bewohner von Roquefort besitzen in ihrer Gegend Felsenkeller, die so kalt sind, wie Eisgruben, und bringen die den Bergbewohnern von Rozeval abgekauften Schafkäse, nachdem man sie reichlich mit Salz gerieben hat, zunächst in die Keller, welche den geringsten Kältegrad haben. Dort verbleiben sie einige Zeit, bis sich die ersten Anzeichen von einer gewissen Gährung bemerken lassen; dann werden sie geschabt, wieder mit Salz gerieben und in kältere Keller gesetzt. Das Schaben und Salzeinreiben wiederholt sich auf diese Weise viermal und nach jedem Male werden die Käse in noch kältere Keller gebracht. In Folge der Kälte dieser Keller, die in den heißesten Sommertagen noch an den Gefrierpunkt grenzt und von einem schneidenden Winde herkommt, der aus den zahlreichen Spalten und Löchern im Felsen mit Gewalt hervordringt, entsteht die Gährung, welche den Käse zur Reife bringt und ihn dadurch so gesucht für alle Gourmands macht.

B.

**Neue Boraxlager.** — Bekanntlich findet der Borax im gewerblichen Leben als Löthmittel Anwendung. Zwei Metalle haften nämlich nur an einander, wenn sie eine reine, glänzende Oberfläche haben. Diese geht aber beim Erhitzen der Metalle verloren, weil durch den Sauerstoff der Luft eine Oxydschicht auf ihnen sich bildet. Der Borax löst dieselbe beim Schmelzen wieder

auf, so daß die Metallflächen an einander haften können. In reinem Zustande hat man ihn bis jetzt nur in manchen Seen Asiens (Zinkal) gefunden, doch bereitet man ihn auch in Italien (Toskana) aus der Borsäure, die man aus einigen heißen Quellen gewinnt, indem man diese mit Natron neutralisirt. Amerikanischen Nachrichten zufolge soll man in Südkalifornien in dem ausgetrockneten Bette eines Sees — „Todesthal“ genannt — ein bedeutendes und mehrere Fuß tiefes Boraxlager entdeckt haben, aber leider ist zu fürchten, daß die Nachricht sich nicht vollständig bestätigen wird. Schon vor einigen Jahren kam dieselbe Kunde über ein Boraxlager in Nevada zu uns, doch hat die Zeit gelehrt, daß die Ausbeutung desselben nicht die Kosten des Abbaues lohnen würde. Eine Preisermäßigung des Borax würde demselben ohne Zweifel bald eine sehr vergrößerte Verwendung in der Technik sichern.

R. Sch.

**Russische Gauner.** — Es war in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Nikolaus, als die Diebstähle in den beiden Metropolen Rußlands, St. Petersburg und Moskau, immer zahlreicher, und die manchmal selbst zu den höheren Ständen zählenden Verbrecher immer frecher wurden. Ein Gaunerstreich, der damals Sensation erregte, war folgender: Eines Tages fuhr eine einspännige Kalesche bei dem sogenannten „englischen Magazin“ von Nichols und Plinke in Petersburg vor; in derselben saß ein in einen Mantel gehüllter General, der auf das Haar dem damaligen Oberpolizeimeister von Petersburg glich. Ein gallonirter Diener eilte hinauf, um den Besitzern des Magazines zu sagen, sie sollten Seiner Excellenz diverse Schmuckfachen von Diamanten und Edelsteinen zur Auswahl bringen. Einer der Besitzer eilte selbst hinunter und übergab das Gewünschte dem General, welcher bei schlechter Laune zu sein schien und dem Ueberbringer barsch sagte, es sei gut, er würde das, was er nicht brauche, zurückschicken. Mit tausend Bücklingen begleitete der Kaufmann

den davonrollenden Wagen. Einige Tage vergingen, ohne daß man im Magazin etwas von den Schmucksachen hörte. Endlich entschloß sich Plinke, zu dem Oberpolizeimeister zu gehen, um ihn zu fragen, ob er seine Wahl getroffen hätte. Wie groß war aber sein Schrecken, als der General nichts von den Schmucksachen, die über fünfundzwanzigtausend Rubel werth waren, wußte, und er erfuhr, daß er es mit einem Gauner zu thun gehabt, der seine zufällige Aehnlichkeit mit dem Polizeimeister benutzt hatte, um sein Gaunerstückchen auszuführen. — Einst erzählte sich eine kleine Gesellschaft im Englischen Club zu Moskau, dem Vereinigungsort der dortigen Aristokratie, dergleichen Gaunerstückchen. Der damalige Oberpolizeimeister von Moskau, der jetzt eine der höchsten Stellen in Rußland einnimmt, sprach laut sein Erstaunen darüber aus, daß die Diebe meistens unbekannt blieben. Bei ihm könne so etwas nicht vorkommen, behauptete er, denn er und seine Untergebenen kannten alle Gauner Moskau's und ein bedeutender Diebstahl würde sofort entdeckt werden.

„Und doch,“ sagte einer der Anwesenden, der bekannte Graf Samoiloff, „wette ich hunderttausend Rubel gegen tausend, daß man Ihnen, General, den Pelz von den Schultern stehlen wird und Sie doch die Thäter nicht entdecken werden.“

„Topp!“ rief der Oberpolizeimeister, „es gilt!“

Einige Zeit verging und er dachte kaum noch an jene Wette. Wieder saßen die Freunde im Englischen Club und unterhielten sich nach der Beendigung einiger Robber Whist, als der Oberpolizeimeister in's Vorzimmer gerufen wurde. Vor ihm stand ein gallonirter Diener in der wohlbekanntem Livree der alten, fast achtzigjährigen Fürstin Gallizin, die einst Staatsdame und intime Freundin der verstorbenen Kaiserin, der Mutter Nikolaus I. gewesen war und noch jetzt einen großen Einfluß bei Hofe hatte.

„Ihro Durchlaucht die Fürstin Gallizin läßt Ew. Excellenz

zu sich bitten, aber sofort," sagte der Diener zum Oberpolizeimeister.

"So spät?! Was will aber die Fürstin von mir?" fragte der Oberpolizeimeister ziemlich barsch, denn er verließ nicht gern das Abendessen, das eben aufgetragen werden sollte.

"Ich kann es Ew. Excellenz nicht sagen, Excellenz werden es von Ihre Durchlaucht hören," erwiderte der Diener.

Mißmuthig ließ der General sich seinen Pelz reichen und eilte die Treppe hinunter, wo der von der Fürstin gesandte Schlitten wartete. In einigen Augenblicken war er vor dem Palais der Fürstin. Er eilt in's Vestibüle, wo er den Schweizer bei einem Talglicht schlummernd findet; in den weiten Räumen herrscht tiefe Stille. Inzwischen hat ihm der Diener, der ihn abgeholt hatte, den Pelz abgenommen und bittet ihn, sich hinauf zu bemühen. Schnell eilt der Oberpolizeimeister die dunkle Treppe hinauf; die großen hohen Säle sind leer und auch dunkel. Endlich findet er in dem Zimmer vor dem Schlafgemach der Fürstin eine alte Kammerfrau in einem Lehnstuhl schlafend. Er weckt sie und befiehlt ihr, ihn bei Ihre Durchlaucht zu melden. Erstaunt sieht die Alte ihn an, wagt aber nicht, ihm den Gehorsam zu verweigern. Aber wie entsetzte er sich, als aus dem Schlafgemach ihm ein Schwall von sehr wenig verbindlichen Redensarten entgegenklang, denn die von Natur nicht sehr geduldige Fürstin war wüthend, ohne einen ersichtlichen Grund aus ihrem ersten Schlaf geweckt zu werden. Der Oberpolizeimeister, der zu spät merkte, daß er mystifizirt worden war, schob es für den folgenden Morgen auf, der gefürchteten Fürstin die Sache zu erklären, und eilte hinunter, ohne die alte Dame gesehen und gesprochen zu haben. Im Vestibüle fand er Niemand, als den noch immer sanft schlummernden Schweizer. Fort war der gallonirte Diener — aber auch sein Pelz und selbstredend war auch der Schlitten, mit dem er gekommen, verschwunden. Er mußte trotz des Schnee-



gestöbers ohne Mantel in den Englischen Club zurückkehren, wo er seinen Mantel an einem Nagel hängend wieder fand. Niemand hatte gesehen, wer ihn zurückgebracht hatte, und auch später konnte er, trotz allen Nachforschungen, nicht die Leute entdecken, deren sich der Graf Samoiloff bedient hatte, um seine Wette zu gewinnen.

Paul Fuchs.

**Napoleons III. Geburtsstätte.** — In „Notes and Queries“ schreibt Mr. Catham Brewer wie folgt: In fast allen Zeitungs-Biographien des verstorbenen Kaisers der Franzosen heißt es, daß er „in den Tuileries geboren wurde“. Die gewöhnliche Tradition ist, daß „von all der zahlreichen Nachkommenschaft der Bonaparte's der Kaiser Napoleon III. und der König von Rom die einzigen zwei in den Tuileries geborenen seien“. Es ist wahr, daß der Sohn Napoleons I. daselbst geboren wurde, aber Louis Napoleon wurde in der Rue Ceruli (Lafitte) geboren. Er selber ist meine Autorität für diese Thatjache, und dieselbe sollte bekannt gemacht werden, ehe der Irrthum unaustilgbar wird.

Ernst G.—I.

**Ein Rencontre mit Walrossen** in offenem Wasser ist immer etwas sehr Gefährliches. Auf dem Lande vermögen sich die 10—15 Fuß langen und bis zu 20 Zentner schweren Fettoflosse nur sehr unbehilflich zu bewegen, im Wasser sind sie dagegen äußerst gewandt und geschickt. Erblickt ein Walroß ein Boot, so erhebt es sich meist verwundert über die Wasserfläche, beginnt sofort den Allarmruf, ein stoßweise fortgesetztes Belken, und schwimmt so rasch als möglich auf dasselbe zu. Die Rufe locken andere Walrosse herbei und wecken die schlafenden auf. In kurzer Zeit zieht dem kleinen Fahrzeuge eine Menge dieser Kolosse nach, tobend vor scheinbarem oder wirklichem Grimm und von unheimlicher Häßlichkeit. Es mag sein, daß die Thiere nur von Neugierde dabei geleitet werden, allein die Form, in welcher sie diese zum Ausdruck bringen, ist jedenfalls eine Furcht einflößende,

und der Verdacht, daß sie das Boot, um es gründlich kennen zu lernen, umstürzen wollen, liegt so nahe, daß man zur Kampfbereitschaft schreiten muß, um so mehr, als man gar bald die Ueberzeugung gewinnt, ihnen auch durch das stärkste Rudern von fünf Mann nicht entkommen zu können. Die brüllende, spritzende und tauchende Heerde ist nur mehr wenige Schritte vom Boote entfernt — es fallen die ersten Schüsse — dies entflammt ihre Wuth. Ein wilder Kampf beginnt, in welchem die Einen den gräßlichen Sphingen mit der Art auf die Brustflossen schlagen, womit sie das Boot umzuwerfen oder zu zerreißen drohen, die Anderen sich mit Speissen vertheidigen, mit der Schneide der Ruder Hiebe auf die riesigen Dickschädel führen, oder schwer verdauliche, bleierne Pillen in den weit aufgesperrten Abgrund der ununterbrochen brüllenden Rachen senden. Geschrei erfüllt die Luft, Boot und Vertheidiger kämpfen mit dem Gleichgewicht, das Wasser schäumt in heftiger Bewegung; neue Ungeheuer tauchen plötzlich empor oder schwimmen heran, andere sinken tödtlich getroffen, die Wasserfläche mit ihrem Blute färbend, in die Tiefe. Die drohende Gefahr, daß das Boot durch die Wucht eines mit den Zähnen über die Bordwand schlagenden Walrosses umgerissen, oder durch ein tauchendes von unten aus schwer beschädigt werde, vermag oft nur die tödtliche Verwundung des Anführers dieser ebenso tapferen als ausdauernden Thiere zu beschwören.

Ed. Braunfels.

**Ein guter Trunk.** — Der französische Marschall de Bassompierre wurde 1602 als Gesandter König Heinrichs IV. nach Bern geschickt, um die von Heinrich III. geschlossene Allianz zu erneuern. Es gelang ihm in kurzer Zeit, seinen Auftrag zu erfüllen. Als er zur Abreise bereit schon das Pferd bestiegen hatte, traten die dreizehn Abgeordneten der Schweizer-Kantone, jeder mit einem Becher in der Hand, an ihn heran, um ihm den Abschiedstrunk zuzutrinken. Sie brachten Frankreich ein Hoch und leerten ihre

Becher bis auf den Grund. Da ließ der Marschall dreizehn Flaschen Wein bringen und ihren Inhalt in seinen Reiterstiefel, den er vom rechten Beine zog, ausleeren, saßte dann den Stiefel, rief: „Den dreizehn Kantonen!“ und trank den Stiefel leer. Die Schweizer waren über die Höflichkeit des französischen Marschalls, der ihnen so ehrlich Bescheid gethan, sehr erfreut und priesen ihn als einen würdigen Vertreter Frankreichs. Bl.

**Unter den Erzämtern** des ehemaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation befand sich auch das eines Erb-Feuerherrn, welches auch das Feuereisenamt hieß. Das Geschäft des Erb-Feuerherrn war, an allen Orten des kaiserlichen Hoflagers auf Feuer und Licht zu sehen, damit der Kaiser deswegen ohne Gefahr sein könnte. Zu Karls V. Zeiten war dies Erzamt bei einer Familie v. Plesse. Als die Linie dieser, die es besaß, ausstarb, hörte es auf. C. Sp.

**Artesische Brunnen in China.** — Das Brunnenbohren verstehen die Chinesen seit undenklichen Zeiten besser als die europäischen Ingenieure. Ein französischer Reisender, der in den dreißiger Jahren China besuchte und sich mit aufmerksamen Augen umschaute, gibt darüber folgende Auskunft: „Im Departement Kia-ting-su der Provinz Hutschum befinden sich auf einer Strecke von ungefähr 10 Stunden Länge und 6—7 Stunden Breite etwa 30,000 Salzquellen. Jeder nur einigermaßen vermögliche Privatmann sieht sich nach einem Gesellschafter um und läßt hier einen oder mehrere Brunnen anlegen. Jeder Brunnen erfordert einen Kostenaufwand von 7—8000 Franken. Ihre Art zu bohren ist von der unserigen verschieden, doch kommen sie mit Geduld und Zeit und mit geringeren Kosten als wir zum Ziele. Sie verstehen die Kunst nicht, die Felsen durch Mineniprängungen zu bearbeiten und doch sind die meisten ihrer Brunnen in Felsen 1500—2000 Fuß tief und 5—6 Zoll im Durchmesser gebohrt. Die Verfahrensweise der Chinesen beim Bohren artesischer Brunnen

unterscheidet sich von der unserigen dadurch, daß sie den Bohrer an ein langes festes Seil befestigen, während wir hingegen uns einer langen Stange bedienen, die aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt ist. Die Chinesen, um ihren Bohrer herauszuziehen oder hinabzulassen, winden das Seil auf und ab, während wir die einzelnen Theile unserer Stangen an- oder abschrauben. Das Verfahren der Chinesen scheint also wirksamer zu sein als das unsere. Es ist bereits in Frankreich der Vorschlag gemacht worden, nach Art der Chinesen zu arbeiten, allein man sieht nicht ein, wie es dann möglich sein würde, Thonschichten zu durchbohren, bei denen nur ein Instrument anbeißt, das man wie einen Zimmermannsbohrer drehen kann. Seltsam ist es aber doch, daß man in China mit einem Kostenaufwande von 7—8000 Franken 2000 Fuß tiefe Löcher in Felsgestein bohrt, während 300—400 Fuß tiefe artesische Felsenbrunnen in Frankreich in der Regel 12—15,000 Franken kosten.“ F. L.

**Republikanische Dotation.** — Als im nordamerikanischen Freiheitskriege der amerikanische General Stark den englischen General Bourgoyne besiegt hatte und der Engländer in seiner reichen, goldgestickten Uniform dem Sieger, der in plumpen Schuhen und grobem, unscheinbarem Rocke vor ihm stand, den Degen überreichte, wirkte der Kontrast so überwältigend, daß der Kongreß sich veranlaßt sah, dem bescheidenen Sieger vier Ellen Tuch zu einem neuen Rocke und sechs holländische Leinwandhemden zu schenken. Das war die einzige Dotation des Feldherrn!

Bl.









Biblioteka Główna UMK



300020173941